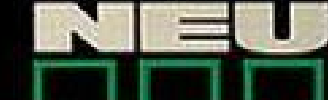
1,70 DM / Band 375
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Bluthand aus dem Jenseits

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande 12,15 / Spanien P 110



Bluthand aus dem Jenseits

John Sinclair Nr. 375

von Jason Dark

erschienen am 10.09.1985

Titelbild von Les Edwards

Sinclair Crew

Bluthand aus dem Jenseits

Mein Atem floss ruhig und völlig normal, bis zu dem Augenblick, als er brutal gestoppt und ich aus einem tiefen, wohltuenden Schlaf gerissen wurde.

Es war ein Schock, der nicht allein meine Atmung stoppte, er erhöhte auch den Herzschlag, sodass ich das Gefühl bekam, in meiner Brust würde eine schnell arbeitende Pumpe sitzen.

Gleichzeitig kam die Angst!

Hätte ich nicht so tief und ruhig geschlafen, wäre ich in der Lage gewesen, mich zu wehren. So aber blieb ich auf dem Rücken liegen, spürte den Druck auf dem Mund und konnte nicht mal die Arme bewegen, weil sie von etwas Schwererem gegen die Matratze gepresst wurden. Sie hatten mich, daran gab es keinen Zweifel! Ich war ihnen wehrlos ausgeliefert…

Der Druck auf meinen Lippen blieb. Ich geriet in eine große Atemnot, strampelte verzweifelt mit den Beinen, ohne jedoch diese Reaktion richtig steuern zu können.

Die Arme blieben so liegen, als ich versuchte und es mir auch gelang, den Oberkörper hochzustemmen. Ich hatte die Augen nicht geschlossen. Sie waren weit aufgerissen, so wollte ich die Dunkelheit in meinem Schlafzimmer durchdringen, um zu erkennen, wer mich da im tiefsten Schlaf überfallen hatte.

Das klappte leider nicht so, wie ich es mir gewünscht hatte. Zwar sah ich den Umriss des Fensters, auch einige schattenhafte Wesen, mehr konnte ich leider nicht erkennen.

Es gibt Albträume, da hat man das Gefühl, dass einem etwas Schleimiges auf der Brust sitzt und den Atem nimmt.

So ähnlich war es auch bei mir. Nur musste ich nicht mit *einem* Gegenstand kämpfen, sondern gleich mit mehreren, und dafür war ich einfach zu schwach. Ich kam nicht weg.

Der Mangel an Luft bereitete mir ungeheure Qualen. Durch die abrupte Unterbrechung der Sauerstoffzufuhr hatte ich Schatten vor den Augen, die tanzten und zu regelrechten Wahnbildern wurden.

Sie nahmen ständig neue Gestalten und Formen an und wechselten laufend die Farbe, wobei ein düsteres Rot dominierte.

Allmählich wurde mir klar, dass ich mich in Lebensgefahr befand und ich zusehen musste, da wieder herauszukommen. Ich stemmte mich noch einmal gegen die Griffe an, holte letzte Reserven aus meinem Körper – und schaffte es nicht.

Die anderen waren stärker!

Sollte ich so enden? Ich hatte mir eigentlich immer gewünscht, im Bett zu sterben, aber nicht auf diese Art und Weise! Ermordet, erwürgt, umgebracht, ohne den Gegner überhaupt zu kennen.

Nein, das wollte ich nicht.

Aber ich konnte nichts machen, war zur Passivität verdammt.

Der Tod griff nach mir…

Und dann hörte ich die Stimme. Sie klang flüsternd, gleichzeitig rau, aber deutlich, obwohl sie so an meine Ohren drang, als würde der Sprecher meilenweit entfernt stehen.

»Verhalte dich ruhig, und denke immer daran, dass wir dich hätten töten können…«

Diese Worte nahm ich soeben noch wahr, denn ich schwankte auf der Grenze zwischen Wachsein und Bewusstlosigkeit, während hinter meinen Schläfen das Blut hämmerte und kochte. Ich hatte das Gefühl, als wäre mein Kopf um das Doppelte angewachsen, und auch die stechenden Schmerzen verschafften sich dort ihre Bahn.

Dann löste sich der erste Druck. Es war die Pranke, die mir bisher den Mund zugehalten hatte. Ich wollte es kaum glauben, dass ich

wieder frei atmen konnte, saugte die Luft in die malträtierten Lungen und spürte auch hier das schmerzhafte Stechen, weil ich es nicht mehr gewohnt war, so tief durchzuatmen.

Es gelang mir einfach nicht, still auf dem Fleck liegen zu bleiben.

Ich warf mich von einer Seite auf die andere, wobei mich die Pranken nach wie vor festhielten und mir keinen Fluchtversuch gestatteten.

Bei jedem keuchenden Atemzug hob und senkte sich mein Brustkasten. Meine Kehle schien jemand mit Sandpapier angeraut zu haben. Ich musste husten und würgen zugleich und konnte nicht vermeiden, dass mir Speichel aus dem Mundwinkel floss.

Erst allmählich ging es mir besser, und mir fielen wieder die Worte ein, die man mir gesagt hatte.

»Denke immer daran, dass wir dich hätten töten können…«

Okay, sie hatten es nicht getan. Sie hätten es auch nicht getan.

Wahrscheinlich brauchen sie mich noch. Als mir das klar geworden war, kam ich mir nicht mehr so verloren vor und spürte wieder einen Anflug von Optimismus in mir hochsteigen.

Sie hielten mich noch immer fest. Jetzt auch an den Beinen. Da sich meine Sicht wieder gebessert hatte, konnte ich mich auf sie einstellen.

Vier Gestalten zählte ich!

Leider war es in meinem Zimmer zu dunkel, um sie genauer erkennen zu können. Möglicherweise waren es Bekannte von mir, halbdämonische oder dämonische Wesen, doch bei richtigen Dienern der Finsternis wäre sicherlich mein Kreuz in Aktion getreten. Das aber hatte sich seltsamerweise nicht gerührt, obwohl ich es auch während des Schlafs nicht ablegte und als Schutz bei mir behielt.

Ich irrte mich.

Das Kreuz machte sich sehr wohl bemerkbar. Vorhin, in meiner Not, war es mir nicht aufgefallen. Erst jetzt nahm ich das grüne Leuchten wahr, das dieser Talisman ausstrahlte. Der Schein hatte sich wie ein Kranz um das Kruzifix und einen Teil meines Oberkörpers gelegt.

Ein Kranz aus grünem Licht.

So ganz war ich noch nicht auf der Höhe, sonst wäre mir die Lösung sofort eingefallen.

Plötzlich fiel sie mir ein.

Grüner Schein, den mein Kreuz abstrahlte. Dafür gab es nur eine Erklärung.

Aibon!

Dieses geheimnisvolle Druidenreich jenseits aller Grenzen, das auch eng mit meinem Schicksal verknüpft war, hatte eine Magie, auf die mein Kreuz in dieser Art und Weise reagierte. Sollte es von Aibon berührt oder gestreift werden, nahm es einen grünen Schein an.

So wie jetzt…

Und dies hieß auch, dass die Gestalten, die mich nächtens besucht hatten, zu den Menschen gehörten, die dem Lande Aibon dienten und mit ihm verwachsen waren.

Keine Gefahr mehr, redete ich mir ein.

Wie ich Aibon und dessen Druiden-Magie einstufen sollte, wusste ich noch immer nicht. Mal Freund, mal Feind – alles war hier möglich. Am besten war es, wenn ich mich diesem Rätsel zunächst neutral gegenüber verhielt.

Die Eindringlinge hatten mich gequält und fast bis an den Rand der Verzweiflung gebracht. Aus diesem Grunde sah ich nicht ein, dass ich ihnen entgegenkam, und blieb zunächst einmal liegen. Sie wollten etwas von mir, ich nichts von ihnen.

Der Druck an meinen Gelenken war völlig verschwunden. Die vier Eindringlinge hielten sich neben der rechten Bettseite auf. Sie standen dabei nicht im Pulk zusammen, zwei hatten sich an die offene Tür gestellt, um mir so einen eventuellen Fluchtweg zu versperren.

Daran dachte ich nun überhaupt nicht. Es hätte keinen Sinn gehabt. Die vier hatten mir ihre Kraft bewiesen, das reichte. Jetzt war ich gespannt darauf, was sie tatsächlich von mir wollten.

Ich richtete mich ruckartig auf und hatte mir ein wenig zu viel zugemutet, denn mein Kreislauf war noch nicht so stabil. Das bewiesen der Schwindel und das leichte kreisende Gefühl in meinem Körper.

»Kann ich aufstehen?«, fragte ich spöttisch.

»Ja«, erwiderte jemand aus dem Dunkel.

Ich schwang die Beine herum. Dabei gelang es mir, einen Blick auf die Uhr zu werfen.

Der Digitalwecker zeigte zwei Stunden nach Mitternacht an. Beste Schlafenszeit also, und mich riss man auf so brutale Weise aus dem Schlummer. Da mussten sich die anderen schon eine besondere Ausrede einfallen lassen, um mich nicht auf die Palme zu bringen.

Ich stand neben dem Bett und rieb mir die Augen. In meinem Schlafanzug kam ich mir lächerlich vor und fragte, ob ich mir etwas überziehen könnte.

»Nicht nötig.«

»Wenigstens den Bademantel.«

Das gestattete man.

Als ich ihn übergestreift und den Gürtel verknotet hatte, wurde auch der Weg zur Tür freigegeben. Die Geste war mir klar. Ich sollte in den Wohnraum gehen.

Noch immer konnte ich die Gestalten nicht genau erkennen.

Wenn ich mich ihnen näherte, zogen sie sich stets in das Dunkel des Schlafzimmers zurück. Wollten sie nicht erkannt werden?

Ich wusste es nicht.

Sie ließen mich vorgehen. Ich durchquerte die schmale Diele und betrat den Wohnraum. Es roch noch nach dem letzten Rauch der Zigarette, die ich vor dem Schlafengehen gequalmt hatte. Ansonsten war aufgeräumt. Nach meinem gefährlichen Spanien-Trip war ich endlich wieder früh zu Bett gegangen und hatte mich schon gegen 22 Uhr hingelegt.

Automatisch tastete meine Hand zum Lichtschalter, als sich eine kühle Klaue auf mein Gelenk legte.

»Kein Licht, Sinclair!«

Ich behielt die Hand in der Ruhelage und konzentrierte mich auf den Griff. Wie kalter Teer fühlte sich die Hand an. Am liebsten hätte ich sie gepackt, mich umgedreht und den Gegner zu Boden geschleudert, doch mein Gefühl sagte mir, dies nicht zu tun.

»Okay, du kannst loslassen!«

Die Hand verschwand wieder. Auch ich hielt mich an die Abmachungen und ließ das Licht ausgeschaltet.

Mittlerweile kam ich mir in meiner eigenen Wohnung vor wie ein Fremder, denn ich wurde abermals dirigiert. Der gleiche Sprecher wies mich an, in einem Sessel Platz zu nehmen.

Noch blieb ich stehen. »Und dann?«, fragte ich.

»Setz dich!« Die beiden Worte waren scharf gesprochen worden.

Da schien jemand keinen Spaß zu verstehen.

Für mich war es ebenfalls kein Spaß, doch die Neugierde siegte bei mir. Ich wollte endlich wissen, wie der Hase lief, deshalb tat ich ihnen den Gefallen und hockte mich in einem Sessel nieder, der mit dem Rücken zur Wand stand, sodass ich merken musste, wenn sich jemand von hinten anschleichen wollte.

Die Spannung erhöhte sich, und ich beobachtete die vier Eindringlinge aus großen Augen.

Noch immer verzichteten sie auf eine Beleuchtung, aber sie bewegten sich in meiner Wohnung so sicher, als hätten sie schon Jahre darin gelebt.

Die vier blieben vor mir. Sie redeten auch nicht und verständigten sich nur durch Blicke. In die Gesichter hatte ich bisher noch nicht schauen können. Sie waren mir stets abgewandt, dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, unter einer ständigen Kontrolle zu stehen.

Ich schielte wieder auf das Kreuz. Der schwache grüne Schein war noch vorhanden. Es meldete mir stets, wenn eine fremde Magie sich in seiner Nähe befand. Normalerweise erwärmte es sich, wenn es mit gegensätzlichen Kräften zusammentraf, das war bei der Druiden-Magie nicht der Fall. Da setzte es vielleicht instinktiv eine Abwehrkraft ein und nahm einen so unnatürlichen grünen Schimmer an.

Zerstört hatte das Kreuz die Druiden-Magie nicht. Beide hielten sich die Waage, wahrscheinlich waren sie auch gleich stark.

Die vier Eindringlinge hatten jetzt ihren genauen Standplatz gefunden. Ein Tisch war von ihnen noch zur Seite gerückt worden und auch ein im Weg stehender Sessel, sodass sie sich einen freien Raum schaffen konnten.

Mir drehten sie ihre Profile zu. Sie selbst standen sich gegenüber.

Zunächst regungslos, dann streckten sie ihre linken Arme aus, sodass die Fingerspitzen eine Ebene bildeten.

Die rechten Hände verschwanden in den Taschen ihrer dunklen Jacken. Sie holten etwas hervor, das ich nicht erkennen konnte, zudem wurden die Gegenstände von den Handflächen verborgen.

Gesprochen hatten sie nicht mit mir. Sie standen da, warteten ab, und mir kam es vor, als sollte ich irgendeine Demonstration ihrer Macht erleben.

Natürlich machte ich mir meine Gedanken, und ich war auch schon zu Schlussfolgerungen gelangt. Die Eindringlinge, die ich hier sah, konnten nur die Männer in Grau sein. Geheimnisvolle Boten des Landes Aibon, die hin und wieder in dieser Welt auftauchten, um irgendeinen Auftrag zu übernehmen. Was diese Aufträge genau beinhalteten, das hatte ich nicht herausbekommen, auch wenn ich versuchte, mit ihnen zu reden, hielten sich die Männer stets mit einem Mantel des Schweigens bedeckt.

Im Prinzip drehte sich alles um Druiden und deren magische Energien. Ich erinnerte mich daran, dass es für einen Nichtdazugehörenden, wie ich es war, aus dem Land Aibon keine Rückkehr mehr geben sollte. So jedenfalls lauteten die ungeschriebenen Gesetze, aber ich dachte auch daran, dass ich irgendwann nach Aibon musste, wenn ich das Rätsel um den Dunklen Gral lösen und auch die beiden letzten Dolche, die Mandra Korab gehörten, finden wollte.

Diese Probleme lagen noch vor mir und warteten auf eine Lösung.

Sollte mich der Besuch dieser Männer in Grau meinem Ziel vielleicht einen Schritt näher bringen?

Ich wartete ab und vernahm plötzlich wieder die Stimme des Sprechers. Er redete mit mir, ohne mich anzuschauen, und sagte:

»Was du gleich erleben wirst, ist die reine Druiden-Magie. Du bist einer der wenigen, dem wir dies zeigen, aber du solltest sehr genau auf die magische Projektion schauen, die wir dir bieten werden.«

Schon wieder eine magische Projektion. Es lag nicht lange zurück, da hatte ich so etwas Ähnliches erlebt, als mir Lupina, die Königin der Wölfe, auf diese Art und Weise erschienen war.

»Ich warte.«

Lange ließen sie mich nicht mehr im Unklaren. Es ging alles sehr schnell, denn ihre Hände hatten sie so gedreht, dass sich die Steine gegenüberlagen.

Und diese Steine waren gefüllt mit einer reinen, für mich noch nicht erklärbaren Magie. Sie konnten zerstören, sie konnten aufbauen. Im ersten Augenblick nahm ich an, dass sie etwas vernichten wollten. Das stellte sich zum Glück als Irrtum heraus, denn die vier Strahlen, die sich trafen, vereinigten sich zu einer Art Leinwand, die sich so ausbreitete, dass sie ein Rechteck zwischen den Männern in Grau bildete.

Und dies in der fahlgrünen Farbe der Eichenkundigen.

Grün ist in.

Grün ist die Umwelt, aber auch die Gefahr, wie ich es einige Male erlebt hatte.

Ich schaute sehr genau hin, sah aber nur die grüne Fläche, die innerhalb meiner Wohnung zitterte. Sie beinhaltete eine sehr starke Magie, das erkannte ich auch an meinem Kreuz, denn sein ebenfalls fahlgrünes Strahlen hatte sich verstärkt.

»Es muss dir eine Ehre sein, dass wir zu dir gekommen sind, John Sinclair«, vernahm ich eine Stimme. »Es werden Zeiten kommen, wo du an Aibon nicht vorbeigehen kannst. Besonders der Dunkle Gral wird in den Vordergrund treten, sodass er irgendwann eine Geisterdämmerung einläuten kann. Aber das liegt in der Zukunft. Bisher hatte Aibon in Ruhe existiert, die Zeiten ändern sich, sie sind dabei, allmählich zur Vergangenheit zu werden. Auch wir könnten uns öffnen, und das, was wir längst glaubten, vergessen zu haben, ist wieder an die Oberfläche unserer Existenz getreten. Du wirst einen Teil davon sehen und dich dann entscheiden müssen. Gib genau Acht, Geisterjäger, sehr genau…«

Nach dieser Rede war ich gespannt und schaute auf die magische Leinwand in meinem Raum.

Das grünliche Leuchten blieb bestehen, aber in seiner Mitte schälten sich allmählich die Konturen eines anderen Gegenstandes hervor. Natürlich hatten mich die Worte des Mannes in Grau neugierig gemacht. Alles, was mit dem Bereich der Druiden zusammenhing, interessierte mich. War es nun positiv oder negativ, zudem hatten die Druidenhelfer den Begriff des Dunklen Grals erwähnt. Für mich das Rätsel überhaupt. Ich würde viel darum geben, es zu lösen. Die Kontur wurde deutlicher. Sie blieb auch nicht auf nur einen Gegenstand beschränkt und zeigte schon sehr bald eine gesamte Szene. Einen hohen rechteckigen Block erkannte ich. Er war dunkler als die magische Leinwand, deshalb sah ich ihn auch so konturenscharf.

Der Block stand hochkant. Mir kam er vor wie ein Grabstein, aber das war er wohl nicht. Und er blieb auch nicht schwarz und leer, denn in seiner Mitte und ebenfalls übermäßig groß, schälte sich etwas hervor.

Heller als der Stein und ein Gegenstand, den jeder Mensch besitzt.

Es war eine Hand!

Riesig, gewaltig, hölzern und dabei dennoch geschmeidig wirkend. Angst einflößend ebenfalls, sodass ich mir wünschte, nie von dieser Hand berührt zu werden. Aber das war nicht alles. Die Hand stand etwas schräg, trotzdem konnte ich genau auf ihre Fläche schauen.

Und dort sah ich etwas. Es quoll hervor, war eine Flüssigkeit, die aussah wie zäher, roter Sirup. Sirup war es nicht.

Ich bekam sehr schnell die Erklärung durch den Sprecher der vier Männer in Grau.

»Was dort aus den Poren quillt, Geisterjäger John Sinclair, ist ein besonderer Saft, wie mal jemand sagte. Es ist Blut, und zwar das Blut der Menschen, die diese Hand getötet hat. Wir haben ihr einen Extranamen gegeben. Wir nennen sie die Bluthand aus dem Jenseits…«

Nach diesen Worten legte der Sprecher eine Pause ein, damit es mir gelang, mich mit dem Anblick dieser gewaltigen Klaue besser vertraut zu machen. Sie war tatsächlich etwas Besonderes, und ich hatte so eine große Klaue noch nicht gesehen, sah ich einmal von Menators Steinklauen ab.

Diese hier war nicht so groß, und sie bestand auch nicht aus Stein, das konnte ich sehen. Steine zeigten nicht die Maserung oder Poren wie der Gegenstand auf der magischen Leinwand.

Diese Hand musste aus Holz sein.

Makaber wirkte das rote, zähe Blut, das aus bestimmten Poren quoll. Es war wie ein Schleim, der sich zunächst unter den Öffnungen sammelte, bevor die Masse so viel geworden war, dass sie an der Fläche nach unten rinnen konnte.

Das war nicht alles. Auch aus den gekrümmten Fingerkuppen drangen Blutstropfen.

Unter den ebenfalls hölzern wirkenden Nägeln entstanden sie, wurden zu großen Tropfen und folgten ebenfalls der Anziehungskraft, als sie sich lösten und nach unten klatschten.

Ein blutiger Tropfenregen verließ die Hand, und ich schaute mit einer gewissen Faszination und auch Abscheu zu.

Was wollten mir die Männer damit zeigen?

Ich wollte schon eine Frage stellen, als ich einen Teil der Lösung erfuhr.

»Diese Hand«, sagte der Sprecher, »ist etwas Besonderes. Sie besteht aus dem Holz der Eiche und wurde als magischer Fetisch irgendwann einmal angebetet. Aber sie kehrte um, sie verschrieb sich dem Bösen, das wussten einige Druiden, die ebenfalls den Pfad der Tugend verlassen hatten und die Hand für ihre Pläne einspannten. Sie funktionierten sie um. Aus der Hand wurde ein Mordinstrument. Gerechte, die von den Druiden gerichtet worden waren, starben durch

ihren Druck. Die Hand senkte sich auf sie und zerquetschte sie. Das Blut der Opfer saugte sie auf, und es ist genau dieser Lebenssaft, der jetzt wieder aus den Poren quillt…«

Der Sprecher beendete seine Erklärung, obwohl ich noch Fragen gehabt hätte.

Gleichzeitig verschwand auch die Leinwand so schnell, wie sie gekommen war, und nichts mehr blieb zurück.

Ich atmete tief durch.

Mittlerweile war ich richtig wach geworden. Längst wusste ich, dass dieses Eindringen der vier etwas mit der Hand und mit mir zu tun hatte, aber ich hielt mich zurück.

Sie standen noch vor mir. Ihre Gesichter waren mir zugedreht.

Hellgraue Flecken im Dämmer der Wohnung, mehr waren sie nicht.

»Ich habe sie gesehen«, erwiderte ich. »Aber was hat die Hand mit mir zu tun?«

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. »Du sollst sie zerstören, John Sinclair.«

»Wie nett.«

Der andere ging auf meinen Spott nicht ein. »Es ist uns sehr ernst damit. Wir wollen, dass du diesen Schandflecken von uns nimmst.«

»Weshalb macht ihr es nicht?«

»Das hat bestimmte Gründe«, erwiderte der andere ausweichend.

»Die ich nicht erfahren soll.«

»Ja.«

»Und wenn ich nein sage?«

Ein leises Lachen klang mir entgegen. »Ich an deiner Stelle würde zustimmen…«

»Nein, es soll auch keine Erpressung sein. In dieser Welt sagt man dazu Geschäft. Machen wir ein Geschäft, Geisterjäger. Einverstanden?«

»Kommt darauf an.«

»Du wirst die Hand zerstören und hast somit einen Zugang zu Aibon gefunden, und vielleicht bist du damit näher an das Rätsel des Dunklen Grals herangekommen.«

»Moment. Was hat die Hand mit dem Gral zu tun?«

»Nichts.«

»Na bitte.«

»Aber Aibon und der Dunkle Gral hängen zusammen. Nicht nur die beiden, John Sinclair. Auch das, was dich als Sohn des Lichts ausweist, steht mit dem Dunklen Gral in Verbindung. Das Kreuz und der Gral, so unterschiedlich sie auch sein mögen, haben mehr gemeinsam, als du dir bisher noch vorstellen kannst…«

Das allerdings war eine Überraschung für mich. Obwohl es für mich schlecht vorstellbar war, wollte ich den Sprecher nicht als Lügner sehen. Mein Kreuz hatte seit seiner Entstehung einen langen Irrweg

hinter sich und bestimmt schon Dinge »gesehen«, die für mich ein Rätsel waren. Natürlich wollte ich unbedingt alles aufklären. Nun gab man mir eine winzige Chance, die Dinge anders zu sehen und vielleicht einen Schritt näher an das Ziel heranzukommen.

»Du denkst nach?«

»Ja.«

Er versuchte, mich zu beeinflussen. »Es wäre nicht gut für dich, dich gegen uns zu entscheiden.«

»Soll das eine Drohung sein?«

»Wir drohen nie, wir handeln, Sinclair. Das solltest du inzwischen wissen.«

»Und wenn ich zustimme?«

»Wirst du der Hand begegnen und sie zerstören.«

»Ist das alles?«

»Ja.«

»Verdammt, ich glaube euch nicht!«, flüsterte ich. »Da ist ein Trick dabei. Ihr wollt mich reinlegen. Ich kenne eure Stärke, ich weiß, wie mächtig ihr seid. Es wäre doch für euch ein Kinderspiel, die Hand zu vernichten, auch wenn sie so groß ist und so schlimm aussieht. Nein, darauf lasse ich mich nur ein, wenn ich die gesamte Wahrheit erfahre. Außerdem würde ich nicht allein gegen sie kämpfen und meinen Partner mitnehmen…«

»Dagegen haben wir nichts.«

»Hat sie irgendetwas mit Guywano zu tun?«, wollte ich wissen.

Guywano war ein abtrünniger Druide. Gegen ihn hatte ich schon zweimal gekämpft.

»Diesmal nicht.«

»Welches Motiv sollte mich dann leiten?«

»Willst du nicht Erfahrungen sammeln?«

Ich begann zu lachen. »Die habe ich im Laufe der Jahre gesammelt. Damit hättet ihr mich früher reizen können, heute nicht mehr. Ich stecke in einer Mühle, aus der es für mich persönlich kein Entrinnen mehr gibt. So nicht, Freunde.«

»Die Hand tötet weiter«, sagte er mir. »Sie vernichtet auf grausame Weise, und dagegen bist du doch – oder?«

»Das stimmt schon…«

»Dann hast du ein Motiv.«

»Das geschieht in eurem Land, in Aibon, nicht hier. Was geht es mich an? Ihr seid bisher ohne mich zurechtgekommen, das wird jetzt auch so sein. Nein, ich habe andere Sorgen. Irgendwann wird sich mein Weg mit dem euren kreuzen, das steht fest. Ich will es nicht beschleunigen.«

»Auch nicht, wenn du die beiden Dolche finden kannst?«

»Ich weiß, dass sie in Aibon verschwunden sind. Ich würde sie gern

haben, um sie Mandra Korab, ihrem eigentlichen Besitzer, zurückzugeben. Aber das ist nicht so dringend, wie du vielleicht angenommen hast. Ihr habt mich nicht überzeugen können.«

Der Mann in Grau nickte, ohne dass ich sein Gesicht sehen konnte. »Wenn du so sprichst, hast du aus deiner Sicht Recht. Nur hast du einige Fehler gemacht. Denkfehler, denn die Hand hat wohl etwas mit dir zu tun. Erstens befindet sie sich nicht nur in unserer Welt, und zweitens sucht sie immer Opfer.«

»Das weiß ich.«

»Weißt du auch, wen sie sich als nächstes Opfer ausgesucht hat?«

»Nein.«

»Es ist eine Frau. Miriam di Carlo!«

Verflucht, damit hatte er mich getroffen! Natürlich kannte ich die rothaarige Miriam. Sie war ein Mensch, ein sehr sensitiver sogar, denn sie fühlte und ertastete magische Strömungen. Sie war eine Warnerin gewesen, mit ihr hatte ich ein schreckliches Abenteuer erlebt und London zerstört gesehen. Später hatte ich erfahren müssen, dass in ihren Adern das Blut der Druiden floss. Miriam di Carlo war von Aibon geholt worden, weil andere Kräfte der Meinung waren, dass ihr Platz allein in dem Reich der Druiden sein sollte und nicht auf der normalen Welt. Deshalb hatte man sie auch nach Aibon geholt.

»Was hat Miriam di Carlo mit der Hand zu tun?«, erkundigte ich mich vorsichtig.

»Sie soll eines der nächsten Opfer sein. Man will sie vernichten. Das ist alles, und das sollte auch reichen.«

»Ja, das reicht«, flüsterte ich. Diesen Hammer hatten sich die Männer in Grau bis zum Schluss aufbewahrt. Ich holte tief Luft, wischte über meine klebrige Stirn und schüttelte den Kopf.

Jetzt hatten sie mich. Das andere interessierte mich nicht einmal so, aber Miriam war etwas anderes. Diese Frau hatte an meiner Seite gestanden, ich mochte sie, wir waren uns sympathisch gewesen, obwohl sie auf mich immer einen geistesabwesenden und traurigen Eindruck gemacht hatte.

Nun, sie war verschwunden und hatte mir erklärt, dass Aibon ihre eigentliche Heimat war und sie sich auch dort hingezogen fühlte. Konnte ich sie im Stich lassen?

Normalerweise nicht, aber bei diesen Burschen hier war ich sehr misstrauisch. Die legten mich rein, und ich konnte nichts dagegen tun.

»In welch einer Verbindung steht die Hand mit Miriam di Carlo?«, wollte ich wissen. »Was haben die beiden miteinander zu tun?«

»Wir wissen es nicht.«

»Was wisst ihr dann?«

»Dass sie unterwegs ist.«

»Also auf meiner Welt. Dort muss sie…«

»Das kann ich nicht sagen. Du musst die Hand finden. Ob in deiner Welt oder in der unserigen, das spielt keine Rolle. Sie ermöglicht dir jedenfalls das Hineinkommen nach Aibon.«
»Gut. Gesetzt den Fall, ich stimme zu. Was muss ich tun?«
»Miriam di Carlo finden.«
»Und dann?«
»Wirst du versuchen, die Hand zu zerstören.«
»Womit?«
»Besitzt du nicht genügend Waffen? Du hast dein Kreuz. Denk daran, dass es zusammen mit dem Dunklen Gral…«
»Redet endlich!«, fuhr ich ihm in die Parade. »Welch eine Verbindung gibt es zwischen den beiden?«
Die Männer in Grau schienen zu merken, dass ich mich nicht mehr länger hinhalten lassen wollte. »Was hat es mit meinem Kreuz und dem Dunklen Gral auf sich?«
»Wenn wir dir etwas darauf erwidern, wirst du dann zustimmen?«
»Ich lasse mich nicht erpressen, das habe ich schon einmal erwähnt.« Allmählich bekam ich Oberwasser, denn die anderen wollten etwas von mir und nicht umgekehrt.
»Die Menschheit hat immer über den Gral gerätselt«, bekam ich zur Antwort. »Viele Legenden sind über die Schale geschrieben worden, in der das Blut Christi aufgefangen wurde. Das sollte der Gral sein. Aber es ist viel komplizierter, als die Menschen überhaupt glauben. Dein Kreuz hat etwas damit zu tun, die Gralserzählungen, das Land Südfrankreich und Nordspanien und die Templer-Ritter. Sie werden für dich zu einem Meilenstein werden, falls du überlebst. Mehr kann ich dir nicht sagen…«
Das war wenig und schon verdammt viel.
Ich dachte über das Gehörte nach. Auf viele Rätsel war ich in meiner bisherigen Laufbahn gestoßen, aber die geheimnisvollen und sagenumwobenen Templer-Ritter hatten meinen Kurs bisher noch nicht gekreuzt. Nun hörte ich, dass sie praktisch ein Zwischenglied zwischen dem Gral, Aibon und meinem Kreuz waren.
Wahrheit, Lüge, Spekulation?
Ich zog ein zweifelndes Gesicht, das auch von den vier Männern in Grau bemerkt wurde.
»Es sieht so aus, als würdest du uns nicht glauben«, hörte ich wieder die Stimme des Sprechers. »Ich kann dir jedoch versichern, dass wir dir die Wahrheit gesagt haben. Die reine Wahrheit. Wenn du weiterforschst, wirst du sie noch herausfinden.«
Ich nickte.
»Ist das dein Einverständnis?«
Tief holte ich Luft. Ich konnte zustimmen und ablehnen. Noch schwankte ich, ließ mir das Gehörte in Windeseile durch den Kopf

gehen und war schließlich dafür.
»Wir hören…«
»Also gut«, erwiderte ich. »Ihr habt mich überzeugen können. Ich werde versuchen, Miriam di Carlo zu helfen und dabei auch die Hand zerstören. Das ist mein Wort.«
Der Mann in Grau nickte. »Dann kann ich dir alles Weitere sagen, das du noch wissen musst.«
»Was ist es denn?«
»Nicht viel. Eigentlich nur, dass der Zeitpunkt günstig ist, denn es gibt Menschen, die haben es verstanden, Kontakt mit der Hand aufzunehmen und sie in die normale Welt zu holen.«
»Wer sind diese Leute?«
»Iren!«
»Ich muss also nach Irland?«
»Ja. Da wirst du sie finden können. Wo die Druiden ihre Heimat hatten, versucht eine Gruppe von Rebellen, gegen die Soldaten mit den Mitteln der Magie anzukämpfen…«
Ich sprang auf. »Moment mal. Was soll das heißen. Gerate ich in einen Terrorkrieg, den die Separatisten…«
»Es lässt sich nicht vermeiden.«
Ich wollte den Kopf schütteln, aber ich hatte zugestimmt und mein Wort gegeben. Zudem gehöre ich zu den Menschen, die sich an ein gegebenes Wort gebunden fühlen, also nickte ich.
»Ich wusste, dass du so reagieren würdest«, lobte man mich.
»Deshalb sage ich dir jetzt den Ort. Er heißt Cockway. Merke dir den Namen gut, John Sinclair. Cockway…«
»Schon geschehen.«
»Wir wünschen dir viel Glück«, erklärte der Mann in Grau und fügte ein Lachen hinzu, dessen Klang mir überhaupt nicht gefiel.
»Du wirst das Glück gebrauchen können, denn du kämpfst auch gegen uns!«
Ich dachte, mich laust der Affe. Doch die vier ließen es nicht zu, dass ich weitere Fragen stellte. So lautlos, wie sie gekommen waren, verschwanden sie auch wieder.
Sie gingen aufeinander zu, legten die Steine in ihren Handflächen gegeneinander und schafften so eine magische Sphäre, die sie einhüllte und wegtransportierte.
Ähnlich wie bei Myxin und Kara, wenn die beiden den Zeitsprung wagten und andere Dimensionen besuchten.
Allein stand ich in meinem Wohnraum und schüttelte den Kopf.
Es dauerte eine Weile, bis ich mich wieder gefangen hatte. Der Besuch kam mir vor wie ein Traum.
Es war keiner, das wusste ich genau. Es hatte sich alles so abgespielt, wie es in meiner Erinnerung stand. Ich hatte Besuch der vier Männer

in Grau gehabt. Und ich hatte zugestimmt, ihnen zu helfen.

Cockway hieß der Ort.

Den Namen hatte ich noch nie gehört, dennoch spürte ich bereits jetzt ein Gefühl der Beklemmung, und ich war gespannt darauf, was mein Freund Suko dazu wohl sagen würde…

***

»Du bist verrückt, so etwas anzunehmen«, hatte er gesagt und gleichzeitig seinen Koffer gepackt.

»Hättest du anders gehandelt?«

»Nein.«

»Dann bist du auch verrückt.«

»Ja.«

»Ihr seid es eben beide«, hatte Shao hinzugefügt. »Lasst euch auf so windige Sachen ein, die möglicherweise ins Auge gehen können. Ihr habt kaum Anhaltspunkte.«

»Doch«, widersprach ich. »Miriam di Carlo, mein Kreuz, die verdammte Holzhand…«

Sie winkte ab. »Hast du sie gesehen?«

»Ich erzählte doch…«

»Das war doch nicht echt, John. Ich an deiner Stelle wäre nicht gefahren und hätte erst einmal nachgeforscht.«

»Das müssen wir eben auf der grünen Insel.«

Es war die Besorgnis, die aus Shaos Worten sprach. Der Umgang mit Dämonen war uns schließlich geläufig, aber mit Separatisten oder Terroristen wollte ich nichts zu tun haben. Aus diesem verdammten Krieg wollte ich mich heraushalten, denn ich hatte vor einiger Zeit erlebt, wie hart und brutal diese Kommandos zur Sache gingen, denn in den einsamen Hochtälern wurden auch Terroristen für den Orient ausgebildet. Vor allen Dingen unser Freund Bill Conolly hatte dies deutlich und schmerzhaft zu spüren bekommen.

Daher war Shaos Sorge verständlich.

Wir aber hatten uns nicht abhalten lassen, auch den Segen unseres Chefs, Sir James Powell bekommen, und waren nach Irland gefahren. Dort hatten wir uns einen Wagen geliehen und rollten auf Cockway zu.

Suko und ich hatten uns für ein Allradfahrzeug entschieden. Es gibt zwar gute Straßen in Irland, aber auch noch viele Pisten, besonders in den Bergen des Südens.

Mich machte diese herrliche Landschaft immer besonders an. Vor allen Dingen im Frühling. Die Sonne schien auf die schier endlos erscheinenden Schafsweiden und wärmte die Steine der so bekannten Wälle, die Grundstücke, Wiesen und Weiden einrahmten.

»Ein Land, das der Herrgott in einer guten Laune erschaffen hat«,

meinte Suko, dem die Gegend ebenfalls gefiel. »Kaum zu glauben, dass wir hier einen Horror erleben können.«

»Du wirst dich wundern.«

»Bei dir nicht mehr.«

Ich grinste schief und schlug vor, eine kleine Pause einzulegen.

Suko hatte nichts dagegen.

Wir waren von Cork aus in das Landesinnere gefahren. Ich hatte schon ziemlich lange hinter dem Steuer gesessen und brauchte eine kleine Erfrischung. Die hatten wir uns mitgenommen.

Wir tranken Tee und aßen Kekse. Noch zwanzig Meilen mussten wir fahren. Während wir im Gras saßen, schauten wir über das weite Land. Ein erstarrtes grünes Meer, so kam mir dieser Teil vor. Weite Wiesen und lang geschwungene Hügel, die ebenfalls mit einem satten Grün bedeckt waren und bestes Futter für die unzähligen Schafe und Lämmer abgaben.

In der Ferne schauten einige Buckel aus dem Gelände. Sie bewegten sich nicht, sodass ich sie als Häuser oder Gehöfte identifizierte.

Ich hatte versucht, etwas über Cockway herauszufinden, das war mir nicht gelungen. Auf der Karte war er kaum zu sehen, ein winziger Ort, inmitten der Weite des irischen Hügellandes.

Der Wind strich monoton über die Hügel. Er kämmte das Gras, sodass es uns vorkam, als würden gewaltige Wellen auf uns zulaufen. Ich hielt mein Gesicht gegen die Brise, roch die Frische des Landes und hörte auch die seltsamen Klänge.

Es war eine Musik…

Suko hatte sie ebenfalls vernommen. Er war schon aufgestanden und entfernte sich von unserem Wagen. Auf dem schmalen Weg blieb er stehen, stemmte die Hände in die Seiten und blickte nach vorn.

Von dort wehte die Musik zu uns herüber.

Derjenige, von dem sie stammte, den sahen wir nicht. Wahrscheinlich befand er sich hinter den Hügeln, über deren flache, kuppenartige Form unser Weg schon geführt hatte.

»Da kommt jemand!«, meldete Suko.

Ich nahm die Sonnenbrille aus der Frisur und schob sie auf die Nase. Dann stand ich auf.

Der Mann erschien. Er ging über den Pfad, hatte die Arme angewinkelt und spielte auf einer Flöte.

Als ich ihn sah, musste ich lächeln. Ich erinnerte mich an die Mozart-Oper »Zauberflöte«. Dort gibt es eine Figur, die Papageno heißt und meist in einem bunten Flickenkostüm auftritt, das die Verbundenheit des Vogelfängers mit der Natur zeigen soll.

Dieser Mann erinnerte mich an den besagten Papageno. Er schien ein fröhlicher Typ zu sein, darauf wies sein beinahe tänzerisches Gehen hin.

Näher und näher kam er. Uns beachtete er kaum, und erst als er sich mit uns auf gleicher Höhe befand, ließ er seine Flöte sinken, blieb stehen und schaute uns an.

Auf dem Kopf trug er einen Hut mit breiter Krempe. Früher musste die Kopfbedeckung mal rot gewesen sein, jetzt schimmerte sie in allen möglichen Farben. Das Gesicht war schmal, die Augen zeigten einen verschmitzten Ausdruck, und Lachfältchen hatten sich auf den Wangen gebildet.

Er sprach uns in Gälisch an.

Wahrscheinlich war es ein Gruß. Wir erwiderten ihn in unserer Heimatsprache.

»Engländer?«, fragte er.

»Ja.«

Er hob die Schultern, ließ uns stehen und ging um den Wagen herum. Suko und ich schauten uns an. Das war schon ein seltsamer Kauz, den wir da getroffen hatten. Als er uns wieder erreichte, stehen blieb und den Kopf zurücklegte, schaute er gegen den Himmel. »Es ist ein wunderschöner Frühlingstag heute, nicht?«

»Ja, irischer Frühling.«

»Was gibt es Frischeres?«, fragte er mich.

»Mir fällt im Augenblick nichts ein.«

Unser seltsamer Gast ging zurück und ließ sich ins Gras fallen. Er blieb sitzen und legte sein Gesicht gegen die Sonne. »Wirklich wunderschön«, wiederholte er sich, »aber der Tod nimmt keine Rücksicht auf das Wetter. Er schlägt immer zu. Ob Frühling, Sommer, Herbst oder Winter. Der Knöcherne ist stets dabei.«

Suko blieb neben ihm stehen. »Was wollen Sie denn damit sagen?«

»Eigentlich nichts. Ich sehe nur weiter als die meisten.«

»Und was sehen Sie?«

»Dass hinter der Bläue des Himmels das Feuer der Vernichtung lauert. Manchmal ist es nicht gut, wenn jemand unser Land besucht. Vor allen Dingen sollte der Fremde gewisse Stellen meiden.«

»Haben Sie uns damit gemeint?«, wollte ich wissen.

Er sprang auf und lachte. Suko und ich rahmten ihn ein. »Wollen Sie noch sehr weit?«, fragte er.

Wir sahen keinen Grund, ihm das Ziel unserer Reise auf die Nase zu binden. »Irland gefällt uns. Es hat Geschichte. Man begegnet hier auf Schritt und Tritt einer großartigen Vergangenheit…«

»Cockway liegt noch ungefähr achtzehn Meilen entfernt«, unterbrach er mich plötzlich.

»Das wissen wir.«

»Wollen Sie dorthin?«

»Kann sein.«

»Ich gehe dann«, erklärte er, nickte uns zu, lachte laut und tänzelte

davon.

Wir hörten wieder sein Spiel, das allmählich verklang, je weiter er sich von uns entfernte.

Suko und ich starrten ihm nach. »Hätten wir ihn aufhalten sollen?«, fragte mich mein Partner.

»Er war schon seltsam.«

»Auch du hast die Warnung verstanden, nicht?«

»Ja, mir kam er vor wie ein alter Minnesänger aus dem Hochmittelalter. Diese Leute überbrachten ja auch auf verschlüsselte Art und Weise ihre Nachrichten. Ich habe es jedenfalls als eine Warnung verstanden.« Ich schlug ihm auf die Schulter. »Komm, lass uns weiterfahren.«

»Wenn du meinst.«

Wir stiegen wieder in den Wagen. Der Motor stotterte kurz, bevor er ansprang. Diesmal lenkte Suko. Eigentlich hätten wir den Mann nach kurzer Zeit einholen müssen, aber von dem Musiker war nichts mehr zu sehen. Dabei fuhren wir auf einer langen Hügelkette entlang, und unser Blick reichte weit in eine wellige Ebene hinein, an deren Ende sich erst im Sonnendunst höhere Berge erhoben.

»Wo steckt der Kerl?«, fragte ich.

»Vielleicht hat er sich in die Büsche geschlagen?«

»Siehst du welche?«

»War auch nur so dahingesagt. Ich jedenfalls finde es komisch, dass wir ihn nicht mehr sehen. Hat er sich in Luft aufgelöst?«

Ich schabte über mein Nackenhaar. »Allmählich glaube ich auch daran. Diese Druiden sind mir unheimlich, Suko. Die kennen Kräfte, Mittel und Wege, von denen wir uns keinerlei Vorstellungen machen können. Ich hoffe nur, dass alles so harmlos bleibt wie die Begegnung mit diesem Flötenspieler.«

»War der wirklich harmlos?«, fragte Suko.

»Das sehe ich so.«

»Ich weniger.«

»Sag mir den Grund.«

Den brauchte Suko nicht zu nennen, den hörten wir plötzlich.

Und zwar hinter uns, im Wagen.

Dort klang das Flötenspiel auf. Diesmal nicht so jubilierend wie beim ersten Mal, überhaupt nicht freundlich, eher traurig, lethargisch oder düster.

Da Suko steuerte, konnte ich mich umdrehen. Ich verrenkte den Kopf, schaute über die Rückenlehne hinweg und sah die Gestalt mit überkreuzten Beinen im Wagen hocken.

Doch sie hatte sich verwandelt und zeigte ein dunkles Grau.

Ein Mann in Grau!

Wie in meiner Wohnung!

»Halt an!«, rief ich Suko zu, der seinen Fuß bereits auf das Bremspedal gesenkt hatte. Ich war zu der Überzeugung gelangt, dass dieser an Papageno erinnernde Flötenspieler und der Mann in Grau ein- und dieselbe Person waren. Wie er in den Wagen gelangt war, war mir rätselhaft, aber das sollte er mir erklären, wenn ich ihn mir schnappte.

Er spielte weiter, ließ sich von mir nicht stören, und ich bemühte mich, zwischen den beiden Vordersitzen nach hinten zu klettern, wo der andere hockte.

Er trug nicht mehr seine bunte Kleidung. Jetzt wirkte er in dem düsteren Schwarz wie ein gefährlicher Schatten, aus dem sein Gesicht so flach und grau hervorstach.

Ich hatte es geschafft, war nach hinten gekommen und wollte den Kerl zu mir heranziehen.

Meine Hand griff ins Leere!

Von einer Sekunde zur anderen hatte er sich buchstäblich in Luft aufgelöst.

Ein Phänomen!

Auch Suko hatte mitbekommen, wie es mir ergangen war. Wir hörten das Flötenspiel, das jetzt aus dem Unsichtbaren hervor an unsere Ohren drang und so schrille Töne hervorbrachte, dass ich fast Ohrenschmerzen bekam. Gleichzeitig durchtoste ein Schütteln unser Fahrzeug, das sich ebenfalls auf unsere Körper übertrug und uns beide zur gleichen Zeit warnte.

Wir schauten uns an.

»John, wir sollten den Wagen verlassen«, schlug Suko vor. »Mein Gefühl sagt mir, dass wir hier in einer Falle sitzen.«

»Dann weg!«

Gemeinsam stießen wir die Türen auf. Ich schnappte mir noch meinen Einsatzkoffer und nahm auch noch das leichte Handgepäck mit. Kaum hatten wir beide den Leihwagen verlassen und standen draußen, als wir das Knirschen vernahmen.

Vor unseren Augen verbog sich das Blech, als hätte es jemand erhitzt. Es war kaum zu fassen. Der Wagen stand auf dem Fleck, aber wurde immer mehr zusammengedrückt. Von allen vier Seiten drückten für uns nicht sichtbare Kräfte gegen ihn, sodass er allmählich einer Ziehharmonika glich, in die hinein das Glas der zerplatzenden und zerbrechenden Scheiben bröselte.

Der Wagen wurde vor unseren Augen zu einem Trümmerhaufen zusammengedrückt.

Wir standen da, staunten wie die Kinder, und ich hatte eine Idee, als ich das Kreuz hervorholte.

Der leichte grüne Schimmer war nicht zu übersehen. Ein Indiz dafür, dass sich in unserer unmittelbaren Nähe die gefährliche Magie der

Druiden aufhielt.
Ich wollte vorgehen und den Wagen mit meinem Kreuz berühren, als mich Suko zurückhielt. »Lass es lieber, John. Hinterher fliegt der Schrotthaufen noch in die Luft.«
»Abwarten.«
Da der Wagen bisher noch nicht explodiert war, glaubte ich auch weiterhin daran, dass er nicht in die Luft fliegen würde. Ich ging auf ihn zu, blieb jedoch in einer noch respektvollen Entfernung stehen und brachte das Kreuz näher an das Blech.
Da geschah es!
Zwischen meinem Talisman und dem verbogenen Blechhaufen baute sich eine Verbindung auf. Plötzlich zuckten grüne Lichter und scharf gebündelte Strahlen auf. Beide umtanzten das Wrack wie ein Netz. Sie hüllten es so ein, als wollten sie es in die Höhe zerren. Und die Kreuzmagie, zu einer druidischen verändert, versuchte, in das Autowrack einzudringen und es endgültig zu zerstören.
Das gelang.
Ich hörte ein Knistern, und es kam mir sehr verdächtig vor. Schon einen Moment später entdeckte ich die ersten kleinen Flammenzungen, die wie neugierig tanzende Köpfe zwischen den Rissen und Spalten im Blech hervorlugten.
Feuer kann gefährlich sein.
Eine kleine Flamme reicht zumeist aus, um einen Großbrand zu verursachen. Damit musste ich auch hier rechnen, als sich die feurigen Finger waagerecht legten und mir entgegenwischten.
Ich sprang zurück. Kaum hatte ich den Kontakt meines Kreuzes zum Wagen gelöst, brach das magische grüne Netz zusammen. Die Flammen wuchsen und würden sicherlich bald den zerquetschten Benzintank erreicht haben.
Suko und ich rannten.
Nur weg von der Straße.
Wir hetzten über die Weide, Suko trug dabei die Koffer, und dann katapultierten wir uns mit einem gewaltigen Sprung nach vorn, um einen Moment später auf dem weichen Untergrund zu landen.
Hinter uns brach die Hölle los.
Wie hatte uns der Flötenspieler noch erklärt? Hinter dem Blau des Himmels können sich die Flammen der Hölle verbergen oder so ähnlich. Das bekamen wir mit.
Der Flammenpilz schimmerte schwarz und dunkelrot. Heißer Atem wehte über unsere Köpfe, wir hörten das Krachen, schützten unsere Nacken mit darüber gelegten Händen und warteten ab, bis ein Großteil des glühenden Regens zu Boden gefallen war.
Erst dann drehten wir uns um. Zum Glück waren wir beide nicht getroffen worden, setzten uns hin und schauten zurück.

Den Wagen sahen wir nicht mehr. An der Stelle hatte sich ein Pilz aus schwarzem, fettigen Rauch gebildet, umgeben von einem wabernden Schleier aus Hitze und Flammen.

Qualm stieg in den blauen Frühlingshimmel und verdunkelte ihn.

Der widerliche Geruch trieb uns entgegen. Er reizte zum Husten.

Suko stand als Erster auf. »Hier ist es mir zu ungemütlich«, erklärte er.

»Mir ebenfalls.«

Wir gingen dorthin, wo wir von dem Qualm nicht mehr erwischt werden konnten. Tief atmeten wir durch, schüttelten die Köpfe und schauten uns länger an als gewöhnlich.

»Guten Marsch«, meinte mein Freund.

»Danke, gleichfalls.«

Er begann zu lachen. »Auf dich werde ich noch mal hören«, sagte er, »ausgerechnet auf dich. Und du wirst in Zukunft jeden Wunsch der Männer in Grau ablehnen, oder ich kündige dir die Freundschaft. Hast du verstanden, alter Geier?«

»Meinst du das im Ernst oder im Spaß?«

»Im Ernst.«

»Sei froh. Spaß kann ich nicht vertragen.« Es war eine Art von Galgenhumor, der mich gepackt hielt. So hatte ich mir unsere Reise nach Irland nicht vorgestellt. Klar, wir hatten mit Schwierigkeiten gerechnet. Dass sie jedoch auf diese Art und Weise auf uns zukommen würden, das wunderte uns sehr.

Suko streckte den Arm aus. »In dieser Richtung liegt Cockway. Sind ja nur achtzehn Meilen.«

»Die reißen wir auf einer Backe runter.«

»Dann geh schon los«, sagte Suko, ließ mich die ersten Schritte machen und warf noch einen Blick zurück.

Die letzten Reste des Leihwagens brannten allmählich aus. Nur noch ein dunkler Klumpen war zu sehen.

Und über dem Brandherd schwebte eine Melodie.

Es war der geheimnisvolle Flötenklang. Doch den Spieler sahen wir beide nicht…

Es war ein Fußmarsch, den ich nie vergessen würde. Ungefähr zehn Meilen mussten wir zurücklegen, dann trafen wir einen Bauern, der uns auf seinem Wagen mitnahm, sodass wir unsere brennenden und schmerzenden Fußsohlen ausruhen konnten.

Und die Sonne wanderte weiter. Gleichzeitig stieg sie höher. Es wurde schon sommerlich warm. Auf den Weiden und Wiesen neigte sich das bunte Muster der Frühlingsblumen. Hin und wieder wurde uns ihr Geruch entgegengeweht.

Der Duft passte in die Landschaft. Nicht hinzu passte unser letztes Abenteuer. Es hatte uns bewiesen, dass dieser Friede leider nur

äußerlich war.
Drei Meilen vor dem Ort lag der Hof des Bauern. Dort setzte er uns ab. Wir bekamen noch einen Schluck zu trinken und machten uns auf den Rest des Wegs.
»Ich bin nur froh, dass uns keiner gesehen hat«, sagte Suko. »Unsere Freunde, vor allen Dingen Bill, hätte sich schiefgelacht.«
»Da sagst du was.«
Auf dem ungepflasterten Weg hatten die Räder tiefe Rillen gezogen. Das war auch Suko aufgefallen. Er blieb stehen, bückte sich und ließ die Sonne auf seinen gekrümmten Rücken brennen.
»Was hast du?«, fragte ich ihn.
»Die Spuren gefallen mir nicht.«
»Wieso?«
»Schau sie dir mal näher an. Die sehen mir ganz so aus, als würden sie nicht von einem zivilen Fahrzeug stammen.«
Der Inspektor hatte Recht. Auch ich hatte das Gefühl, als wäre hier kein normaler Truck hergefahren. Solch tiefe Eindrücke hinterließen zumeist Militärfahrzeuge.
»Terroristen?«, fragte ich.
»Bestimmt.«
Nach dieser Antwort rann mir eine Gänsehaut über den Rücken.
Ich schaute unwillkürlich nach vorn. Die Gegend hatte ein anderes Gesicht bekommen. Sie war nicht mehr so weit. Dafür erhoben sich höhere Hügel, die Täler wurden tiefer, und es lagen auch erste Waldstücke vor uns, die wie lange, dunkle Schatten auf den Hängen der flachen Berge in die Höhe wuchsen.
Die Gegend um Cockway schien waldreich zu sein. Wenn mich nicht alles täuschte, bestanden die Wälder, die wir sahen, sogar aus Eichenbäumen. Und die Druiden wurden schließlich die Eichenkundigen genannt. Es schien einiges zu passen.
»Wir müssen weiter«, sagte ich. Ob Militär, Terroristen oder Dämonen. Cockway wartete.
Der Meinung war auch Suko. So machten wir uns wieder auf den Weg und waren sehr vorsichtig. Des Öfteren schauten wir uns um, ob sich irgendwelche Verfolger zeigten.
Uns fiel manchmal ein geheimnisvolles Blinken auf, das einfach nicht in diese Umgebung passen wollte. Leider war es nie an der gleichen Stelle zu sehen. Immer wenn es aufblitzte und ich hinschaute, war es im selben Augenblick schon wieder verschwunden.
»Die haben uns«, stellte Suko fest.
»Wer?«
»Das müssen wir eben herausfinden. Jedenfalls senden sie Blinksignale, und das gefällt mir nicht.«
Ich war zu der Überzeugung gelangt, es mit ganz irdischen Gegnern

zu tun zu haben. Wir nahmen das Blitzen weiterhin zur Kenntnis, zeigten uns aber nicht nervös, sondern konzentrierten uns auf das Ziel, das bereits nach der nächsten Wegkrümmung zu erkennen war.

In eine Talmulde eingebettet lag Cockway. Ein kleines, hübsches Dorf, wie wir aus dieser Entfernung jedenfalls erkennen konnten.

Sauber, ohne Rauchwolken über den Dächern und vom Sonnenlicht umschmeichelt. Alles wirkte so überaus friedlich, aber leider hatte in Irland der Friede schon oft genug getäuscht. Innerhalb einer Herzschlaglänge konnte er durch Tod und Blut brutal zerstört werden.

Einige Häuser waren auf der linken Hangseite in die Höhe gebaut worden und endeten erst dort, wo ein dichter, langer Waldstreifen begann.

Der Ort wurde von einigen Straßen durchkreuzt. Verkehr herrschte aber kaum. Wir entdeckten nur drei fahrende Autos, ansonsten bewegte man sich zu Fuß oder mit dem Rad fort.

Nicht mehr als eine Meile mussten wir gehen. Und was uns in Cockway erwarten würde, wusste keiner von uns.

Zum Ort hin verbreiterte sich auch die Straße. Vor den ersten Häusern sahen wir bereits die Gehöfte und Ställe der Bauern.

Scheunenartige Bauten, oft genug mit langen Holz- oder Grasdächern versehen, die manchmal den hügeligen Boden berührten.

Auch die Steinwälle als Windschutz waren vorhanden, und der Turm einer Kirche stach noch in den blauen Himmel. Sogar den Hahn erkannten wir auf seiner Spitze.

»Sollte man uns friedlich nach Cockway reinlassen«, sagte ich, »genehmige ich mir zunächst einmal ein großes Bier. Darauf kannst du dich verlassen, Suko.«

»Und ich auch.«

Die Aussicht auf ein kühles Getränk mobilisierte wieder unsere Lebensgeister, und so gingen wir schneller als bei dem hinter uns liegenden Marsch.

Wohl fühlte ich mich nicht. Die warmen Sonnenstrahlen hatten den Schweiß aus meinen Poren getrieben. Ich dachte daran, dass vor fast zwei Wochen noch Schnee gefallen war, und nun hatten wir dieses überaus warme Wetter. Da spielte die Natur wieder einmal verrückt.

Aber das machte nichts. Schließlich gehörte zum Jahr nicht nur der Winter.

Vielleicht war es der lange Marsch, der mich so gezeichnet hatte, dass ich mich mit solchen Gedanken beschäftigte und nicht so recht auf die Umgebung achtete. Jedenfalls fiel es mir kaum auf, dass wir mittlerweile bereits die ersten Scheunen erreicht hatten. Das Holz war durch die Witterung bleich geworden. Fenster existierten keine, nur kleine Luken. Auch einen alten Wassertrog sahen wir neben dem Eingang, der von einem weit vorspringenden Dach fast verdeckt

wurde.

Ich hatte vor Minuten noch an den Frieden gedacht, der radikal unterbrochen werden konnte.

Das erlebten wir in der Praxis.

Blitzschnell flog die Tür der Scheune auf und spie zwei in grünen Tarnzügen steckende und bewaffnete Gestalten aus. Bevor wir uns versahen, hatten sie uns eingekreist. Wir wurden von den dunklen »Augen« schwerer Maschinenpistolen angeglotzt…

***

Suko und ich kannten die Spielregeln. Wir blieben stehen und hoben die Arme.

Es war immer besser, zunächst einmal nachzugeben und nichts zu tun, was die andere Seite als Angriffsversuch oder Affront werten konnte. Dafür kamen wir auch in den Genuss, uns die beiden genau anschauen zu können. Es waren junge wilde Burschen, die Schirmmützen trugen, Hass in den Gesichtern hatten und sich nur mehr auf ihre Waffen verließen. Ihre Lippen waren zusammengekniffen, deshalb bekamen sie auch einen grausamen Zug um die Mundwinkel.

Sie sprachen nicht, standen da und starrten uns an.

Ich übernahm das Wort. »Begrüßen Sie Gäste immer so in diesem Ort?«, erkundigte ich mich höflich.

»Shut up!«

Sie wollten, dass wir schwiegen. Meinetwegen. Sollten sie ruhig.

Aber auch die beiden Rebellen oder Terroristen schienen unsicher zu sein, was sie tun sollten, sonst hätten sie sich längst bewegt. So schauten sie uns von oben bis unten an, bis ich es leid war und abermals eine Frage stellte.

»Ist etwas? Können wir euch helfen?«

»An die Wand!«

»Welche? Hier an die Scheune?«

»Ja.«

Als wir uns in Bewegung setzten, vernahmen wir den nächsten Befehl. »Abstützen und so stehen bleiben.«

»Die müssen wir einmachen!«, flüsterte Suko, »sonst ist unsere Mission schon jetzt gescheitert.«

»Die haben MPi's…«

Eine knatternde Salve unterbrach mich. Wer von den beiden geschossen hatte, wusste ich nicht. Jedenfalls trafen uns die Kugeln nicht, aber sie hämmerten dicht neben uns in den Boden und rissen dort kleine Staubfontänen in die Höhe.

Die beiden Burschen, mochten sie auch noch so jung sein, meinten es verdammt ernst. Womöglich waren sie wegen ihrer Unerfahrenheit

gerade so gefährlich wie unberechenbar.
»Einer links, der andere rechts neben den Eingang!«, hörten wir ihren weiteren Befehl.
Ich wandte mich nach rechts, Suko ging in die andere Richtung.
Einen halben Schritt vor der Wand blieb ich stehen. Meine Füße verschwanden im Gras, aus dem kleine Frühlingsblumen wuchsen.
Das überhängende Dach gab mir Schatten, und ich rechnete eigentlich mit einer weiteren Aufforderung, noch einen Schritt zurückzutreten, aber sie erfolgte nicht.
Die beiden waren doch nicht so gut. Obwohl ich meine Handflächen gegen das glatte Holz stemmte, konnte ich noch immer schnell sein, wenn es darauf ankam.
Hinter mir hörte ich Schritte. Wer von den beiden jungen Typen sich mir näherte, wusste ich nicht. Jedenfalls kam er heran, ich roch seinen Schweiß und vernahm die flüsternde Stimme.
»Wenn du dich nur einmal falsch bewegst, bist du tot. Ich werde dich nach Waffen untersuchen…«
Natürlich würde er meine Beretta finden. Auch Suko war nicht ohne Schießeisen unterwegs, und mein Einsatzkoffer, der noch am Straßenrand stand, würde sie bestimmt auch interessieren.
Der junge Bursche war doch geschickter, als ich angenommen hatte. Er stieß mir den Lauf nicht in den Rücken, sodass ich nicht feststellen konnte, in welcher Höhe sich die Mündung der MPi befand.
Das war schlecht.
Seine Hand glitt über meine Schulter hinweg und näherte sich der linken Brustseite, wo die Beretta steckte. Wenn er noch ein Stück tiefer fasste, würde er sie bekommen.
Nicht gerade günstig…
Und dann hatte er sie.
Bevor er sie mir aus der Halfter ziehen konnte, drückte ich mich ein wenig vor, zur Wand hin. Er musste mir zwangsläufig folgen, tat das auch, und die Waffenmündung berührte mich an der Hüfte.
War das die Chance?
Ich rate keinem, es zu versuchen. So etwas kann ins Auge gehen, aber ich war trainiert, man hatte uns gewisse Standardsituationen eingepaukt, und eine solche Situation war hier gegeben.
An der linken Hüftseite spürte ich die Berührung der Waffe.
Einen Zentimeter weiter nur, und sie würde ins Leere stoßen.
Dafür sorgte ich mit einer gedankenschnellen Bewegung. Mehr einem Reflex, aber der reichte, um der Kugelgarbe zu entgehen.
Sie hackte in die äußere Holzwand, durchschlug sie, hinterließ ein Muster an Löchern, doch das nahm ich später wahr, denn ich durfte den verblendeten jungen Mann nicht zu einer zweiten Garbe kommen lassen.

Als er herumfahren wollte, traf ihn mein Tritt. Ich hörte ihn schreien, er kippte zurück, fiel auf den Rücken, der MPi-Lauf war gegen den Himmel gerichtet, und in ihn jagte die zweite Garbe wirkungslos.

Niemand wurde getroffen, nicht mal ein paar weiße Wolkenfetzen.

Er kam nicht mehr dazu, die Waffe zu senken. Mit zwei Sätzen hatte ich ihn erreicht, und mein dritter Sprung nagelte seine beiden Hände auf dem Boden fest.

Ich hatte die Gelenke erwischt. Er konnte die Waffe nicht mehr herumdrehen, weil der Druck einfach zu stark war.

»Lass ihn los! Lass ihn los!« Ich vernahm eine kreischende Stimme, drehte den Kopf und schaute auf den zweiten Kerl. Bisher hatte er Suko unter Kontrolle, nun wollte er seinem Kumpan zu Hilfe eilen und auch schießen. Dies erkannte ich an seinem Gesichtsausdruck. Dieser »Soldat« stand genau auf der Kippe. Sein ihm eingeimpfter Hass schäumte über, er konnte einfach nicht anders und reagierte in solchen Situationen automatisch.

Welch eine widerliche Welt…

Diese Schlussfolgerungen schossen mir in Bruchteilen von Sekunden durch den Kopf.

Ich selbst brauchte nicht einzugreifen, dafür Suko.

Ansatzlos kam sein Schlag.

Und der Treffer fegte den jungen Mann von den Beinen. Er kippte weg wie ein Brett, fiel auf den leicht angestaubten Boden und blieb regungslos liegen.

Mein Freund nickte.

Ich stieß erleichtert die Luft aus und wusste gleichzeitig, dass Suko nicht so fest zugeschlagen hatte, dass der andere tot war. Es gibt gewisse Schläge, die töten, andere legen den Gegner für einige Zeit schlafen.

Und einen solchen Hieb hatte mein Partner angewendet.

Ich kam endlich dazu, mich zu bücken und dem zweiten die Maschinenpistole zu entreißen.

Sie unter den Arm geklemmt, ging ich zwei kleine Schritte zurück und bedeutete dem anderen, sich zu erheben. »Nur vorsichtig, mein Freund. Solltest du noch andere Waffen bei dir tragen, wirf sie lieber jetzt weg, sonst werde ich ärgerlich.«

Ein Messer und eine Armee-Pistole folgten noch. Beides war unter der Kampfkleidung verborgen gewesen.

Der Inspektor kümmerte sich mittlerweile um den zweiten. Er durchsuchte ihn und förderte die gleichen Waffen zutage.

Das ganze Zeug nahm er mit und warf es in eine Holztonne. Anschließend legte er einen Deckel darüber.

Ob wir beobachtet worden waren, wussten wir nicht. Jedenfalls konnten wir nicht mehr länger wie auf dem Präsentierteller draußen

stehen. Ich nickte in Richtung Scheuneneingang.

Suko verstand.

Er warf sich den Bewusstlosen über die Schulter und verschwand als Erster in dem Gebäude.

Mein Gefangener konnte allein laufen. Allerdings hatte ich meine Hand in seinen Nacken gedrückt und ließ ihn erst aus dem Griff, nachdem ich ihn ins Stroh geschleudert hatte, das einen Teil der Scheune ausfüllte. Suko war damit beschäftigt, mit gefundenen Stricken den Bewusstlosen zu fesseln. Ich kümmerte mich um den Zweiten.

Er lag auf dem Rücken, hatte die Arme dabei ein wenig angewinkelt und stützte sich auf beide Ellenbogen. Mich bedachte er mit wütenden Blicken, in denen allerdings auch die Angst leuchtete, denn er wusste wohl nicht, wo er uns hinstecken sollte.

»Wer bist du?«, fragte ich ihn.

Er spie aus.

»Willst du nicht reden?«

»Nein! Nein!«, brüllte er mich an. »Ich will nicht reden. Ich will es nicht. Und wenn ihr mich foltert, killt oder vierteilt, aus mir bekommt ihr kein Wort heraus, ihr verfluchten Königstreuen, ihr Engländer, ihr Bastarde…«

»Es reicht«, erklärte ich trocken, und er verstummte auch sofort.

Tief atmete er aus. Dabei schüttelte er den Kopf. Davon ließ ich mich nicht beeindrucken und fragte trotzdem weiter.

»Allein seid ihr nicht hier. Wo befinden sich die anderen? Mach den Mund auf, Freund!«

»Sie sind…« Er fing an zu lachen. »Nein, ich sage nichts.«

»Sie halten sich versteckt.«

»Ja.«

»Warten Sie auf die Hand?«

Es war wie der berühmte Schlag des Boxers vor dem großen Knockout. Die Augen des jungen Mannes wurden starr. Scharf holte er Luft, schluckte und presste die Lippen zusammen.

»Es hat keinen Sinn, mein Lieber«, sagte ich zu ihm. »Wir wissen Bescheid. Deshalb sind wir hier.«

Er lachte leise. »Wollt ihr euch zerquetschen lassen?«

»Du gibst also zu, dass du die Hand gesehen hast?«

»Gar nichts gebe ich zu.«

Ich wechselte wieder das Thema, bevor er sich auf irgendetwas einstellen konnte. »Wir suchen Miriam di Carlo.«

»Kenne ich nicht.«

Diese Antwort kam spontan, ohne gelogen zu sein. Das fand ich heraus. Von ihr schien er noch nichts gehört zu haben. Nun ja, er gehörte wohl eher zu den Mitläufern.

»Aber von der Hand weißt du?«

Sein Lächeln wurde breit und lauernd. »Ja, davon weiß ich. Und ich freue mich, wenn sie erscheint, denn sie wird uns helfen.«

»Auch die Männer in Grau?«

»Auch sie.«

Mit dieser Erwiderung hatten weder Suko noch ich gerechnet.

Mein Freund kam plötzlich vor, warf mir einen fragenden und gleichzeitig scharfen Blick zu, ohne allerdings etwas zu sagen.

Ich ahnte, was in ihm vorging. Er sprach den Vorwurf nicht aus, aber er dachte wohl das Gleiche wie ich. Die vier Typen hatten uns beide reingelegt und vor ihren Karren gespannt.

»Du kennst sie?«

Der Soldat nickte.

»Wo halten sie sich auf?«

»Teere und federe mich doch, du Schwein!«, schrie er. »Nichts sage ich. Überhaupt nichts. Hast du verstanden?«

»Wer so laut redet, hat zumeist Unrecht«, erklärte ich und nickte Suko zu.

Der Inspektor holte neue Stricke. Die Blicke des jungen Soldaten verfolgten ihn, und ich versuchte inzwischen noch einmal, ihn zu »bekehren«.

»Siehst du eigentlich die Sinnlosigkeit des Kampfes, den du und deine Freunde führen, nicht ein? Zuerst war es ein reiner Glaubenskrieg, auch schon ein Irrsinn, jetzt wehrt ihr euch gegen England…«

»Halt dein Maul, du verfluchter Spion!«

Es hatte keinen Sinn, mit ihm diskutieren zu wollen. Er war eben zu verblendet. Und so wie ihm erging es auch zahlreichen anderen jungen Leuten. Das empfand ich eben als so furchtbar tragisch. Das Verstehen der Menschen untereinander blieb auf der Strecke.

Wo der Hass regiert, hat der Teufel letztendlich freie Bahn! Lebten die Menschen in Frieden zusammen, würde es die Kraft des Bösen wohl nicht schaffen, die Saat des Krieges auszusäen.

»Leg dich auf den Rücken!« Suko hatte den Befehl gegeben.

Der andere wollte nicht, schaute in Sukos Augen und erkannte dort etwas, das ihn weich machte. Er kam der Aufforderung nach.

Sein Gesicht lag im Stroh, während ihn der Chinese fesselte.

»Es ist traurig«, murmelte er, »dass ich mich mit so etwas wie dir herumschlagen muss.«

Die Antwort konnten wir nicht verstehen. Das getrocknete Heu verschluckte sie.

Suko ließ zu, dass sich der Gefesselte wieder auf den Rücken drehte. Dann nieste der junge Mann, und wir überlegten, ob wir die beiden noch knebeln sollten.

Davon nahmen wir Abstand. Es war schon vorgekommen, dass ein

Knebel einen Menschen erstickte. Sie würden sowieso bald gefunden werden.

Außer Hörweite der beiden und dicht an der Tür bauten wir uns auf. »Zählen wir zusammen«, meinte Suko. »Es hat sich herausgestellt, dass deine Freunde nicht gelogen hatten. Es gibt die Hand, und es gibt die Männer in Grau. Die Helfer also. Wenn sie auf der Seite der anderen stehen, weshalb haben sie dich um Hilfe gebeten?«

»Keine Ahnung. Außerdem ist nicht klar, dass sie auf der anderen Seite stehen.«

»Für mich schon.«

»Dann müssen wir die Beweise heranschaffen.«

»Und wo?«

»Ich würde sagen, wir gehen in den Ort. Vielleicht finden wir jemand, der uns weiterhilft. Ich habe das Gefühl, dass wir genau richtig gekommen sind. Mag die Hand da sein oder nicht…«

Suko unterbrach mich. »Hör auf zu philosophieren, John! Ich habe einen anderen Vorschlag.«

»Und welchen?«

»Wir gehen noch nicht sofort und warten ab, bis die Dämmerung oder Dunkelheit hereinbricht. Meines Erachtens geht es erst dann zur Sache. Wie stehst du dazu?«

Ich ließ mir seinen Vorschlag durch den Kopf gehen. »Einverstanden«, sagte ich nach einer Weile…

***

Es ist normalerweise nicht unsere Art, uns zurückzuziehen, in diesem Fall blieb uns nichts anderes übrig. Wir hatten einen Platz nicht weit von der Scheune entfernt gefunden, gedeckt durch die Reste eines Steinwalls, der aus irgendwelchen Gründen zerstört worden war und nicht mehr so stand wie die anderen. Der Ort war günstig gewählt worden, denn von dieser Stelle aus hatten wir einen guten Überblick in alle vier Richtungen.

Keiner unserer Feinde hatte sich blicken lassen. Hin und wieder hatten wir ein Blinksignal wahrgenommen, das war auch das höchste der Gefühle gewesen.

Weshalb trauten sie sich nicht aus ihren Deckungen hervor?

Hatten sie vielleicht nicht bemerkt, dass ihre beiden Komplizen von uns überwältigt worden waren?

Das wollte ich einfach nicht glauben, und Suko erging es ebenso, wobei sich die Gefesselten ruhig verhielten und noch immer in der Scheune steckten.

»Gefällt mir überhaupt nicht«, murmelte Suko. »Das ist alles viel zu ruhig, beinahe artig.«

»Denkst du mir?« Die drei Worte bekam ich hervor, so kratzig klang

meine Stimme. Ich hatte zu viel Staub geschluckt, sehr geschwitzt, und mein Durst war dementsprechend.

Leider befand sich auch kein Bach in der Nähe, an dessen Wasser ich mich hätte laben können.

Die Sonne wanderte weiter, verlor ihre für diese Jahreszeit ungewöhnliche Kraft, und auch der Wind schlief allmählich ein. Erste Wolkenfelder zogen über den Himmel. Die Luft wurde eine andere.

Man glaubte sie zu schmecken.

»Das sieht mir nach einem Gewitter aus«, murmelte Suko.

Ich gab ihm Recht. »Kein Wunder nach dieser Hitze.«

»Und wann willst du nach Cockway?«

Das war die Frage. Zumindest wollte ich nicht sofort erkannt werden und abwarten, bis die Dämmerung zugenommen hatte.

Dann konnten wir noch immer weitersehen.

Vom Ort her näherte sich ein Wagen. Wir sahen ihn noch nicht, vernahmen nur das Donnern des Motors. Es war mehr ein Tuckern.

Wahrscheinlich ein Traktor.

Er tauchte auf. Aus dem in die Luft ragenden Auspuffrohr drangen dunkelgraue Abgaswolken. Sie passten einfach nicht in diese herrliche Landschaft, wo alles so frisch roch.

Da kaum Wind herrschte, blieb die Wolke für eine Weile stehen.

Der Traktor rollte vorbei. Ein junger Mann saß geduckt auf dem harten Federsitz. Er sah uns nicht und fuhr auch an der Scheune vorbei. Allmählich verwehte das Knattern der Maschine.

Ich schüttelte den Kopf, sagte aber nichts.

»Was hast du?«, fragte Suko.

»Im Prinzip gar nichts, und das ist das Schlimme daran. Ich habe nichts, ich sehe nichts, ich weiß nichts…«

»Aha.«

»Unterbrich mich nicht immer, und trotzdem kommt es mir vor, als würden wir in einer gewaltigen Falle hocken, in der alles viel langsamer abläuft als normal.«

»Wie meinst du das denn?«, fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Eine Zeitlupengegend. Ich erinnere mich irgendwie an Brigadoon und den Friedhof der Verfluchten. Da war auch alles normal und trotzdem nicht.«

»Moment, das war etwas anderes«, widersprach Suko. »Cockway existiert, Brigadoon nicht.«

»War nur eine Vermutung.«

»Und das Resultat?«

»Werden wir später erleben.«

Wieder warteten wir. Suko und ich saßen gewissermaßen Rücken an Rücken, um die verschiedenen Richtungen im Auge behalten zu können. Niemand zeigte sich, auch nicht der seltsame Flötenspieler,

der uns auf lebensgefährliche Art und Weise genarrt hatte.

Auch die Sonne verschwand. Sie tauchte hinter die langen Schatten einer allmählich herankriechenden Wand. Ein paar letzte Strahlen lugten noch hervor und warfen lange Bahnen über das grüne Land. Dazwischen sahen wir die breiten Schatten über den Boden fließen und für natürliche Deckungen sorgen.

Die Stunde zwischen Tag und Traum begann. Es wurde noch ruhiger. Jetzt verschmolzen sämtliche Konturen miteinander und gaben dem Menschen gute Deckungen.

Für uns die ideale Zeit.

Fast gleichzeitig standen Suko und ich auf. Auch jetzt ließ sich niemand blicken. Wir kamen uns vor, als stünden wir in einer verwunschenen Umgebung.

Den Weg wollten wir nicht nehmen. Auch während der Dämmerung hätten wir uns zu scharf konturiert abgehoben. Deshalb liefen wir an seinem Rand entlang und versuchten dabei, uns in Deckung der flachen, hügelartigen Erhebungen zu halten.

Unsere Füße schleiften durch das noch frisch riechende Gras. Vögel segelten lautlos und in großer Höhe über unseren Köpfen und zogen dort ihre Kreise.

Der Tag ging, und diesmal kam nicht Johnny Walker, sondern ein ruhiger Abend, dem eine Nacht folgen würde. Ob sie ebenso ruhig blieb, das war die Frage, ich glaubte eher daran, dass sie uns das Grauen bringen würde.

Die Häuser des Ortes standen zwar nicht dicht beisammen, dennoch wirkten sie auf uns wie eine kompakte Masse, da in den Zwischenräumen schon die grauen Schatten lagen.

Wir hatten das Dorf ja von der Höhe aus gesehen und mussten uns auf der Hauptstraße befinden, die das Zentrum durchlief und von der auch einige Gassen abzweigten.

Auch entdeckten wir die ersten Bewohner.

Sie nahmen uns ebenfalls wahr, aber kümmerten sich nicht darum. Sie gingen ihren Beschäftigungen nach, putzten Fenster oder kehrten mit großen Reisigbesen vor den Häusern den Schmutz zusammen.

Zwei Kinder hockten auf einem Gehsteig und malten mit bunter Kreide Figuren.

Normalerweise hätten wir eine gute Sicht gehabt, aber das Ende der Straße verschwamm in der Dämmerung. Obwohl ich einige Laternen sah, blieben sie dunkel.

Das ließ Misstrauen in mir aufkeimen.

»Ob die hier den Strom abgestellt haben?«, murmelte Suko.

»Kann schon sein. Wir werden es erfahren.«

»Dein Durst, wie?«

»Genau.«

Im Laufe der Jahre hatte ich die Erfahrungen gemacht, dass es in den Dorfgasthöfen immer etwas Interessantes zu hören gab. Dort versammelten sich die einflussreichen Einheimischen und redeten über den Klatsch, den sie selbst produzierten. Ich hatte in Gasthöfen schon manch gute Information bekommen und suchte auch hier eine Wirtschaft.

Es gab einige. Kleine Pinten gewissermaßen, doch alle waren verschlossen. Das Schild »closed« sah ich an jeder Tür.

»Es wirkt tatsächlich wie ausgestorben.« Suko schüttelte den Kopf. »Haben die Menschen hier Angst?«

»Klar.«

»Und wovor?« Suko gab sich selbst die Antwort. »Wahrscheinlich vor den Terroristen und auch vor den Männern in Grau. Wir müssen mit zwei Arten von Feinden rechnen.«

»Das tue ich schon lange.«

Die Ruhe wurde plötzlich unterbrochen, weil wir einen Wagen sahen, der anfuhr. Plötzlich standen wir im Licht zweier Scheinwerferlanzen, und so etwas hatten wir nicht gern.

Nach links hin huschten wir zur Seite, gerieten auf einen Gehsteig und blieben stehen.

Der Wagen rollte näher. Noch war es dämmrig, so konnten wir ihn erkennen, als er uns noch nicht erreicht hatte. Es war zwar ein normales Fahrzeug, jedoch für einen besonderen Verwendungszweck konstruiert worden.

Ein Leichenwagen rollte auf uns zu!

Pechschwarz lackiert und mit einer offenen Ladefläche versehen, auf der zwei Särge standen.

Der Fahrer war nur schemenhaft zu erkennen. Ich wollte mehr wissen, löste mich und sprang dem fahrenden Wagen in den Weg, wobei ich mit beiden Armen winkte.

Das Fahrzeug wurde gestoppt. Schnell verließ ich den Lichtteppich der Scheinwerfer, trat an die Tür und öffnete sie.

Der Fahrer trug einen schwarzen Zylinder. Er hatte ein trauriges Gesicht. Die Haut sah aus wie gelbes Fett, und die Mundwinkel waren nach unten gezogen.

Er sprach nicht, deshalb übernahm ich das Reden. »Was haben die beiden Särge zu bedeuten?«

»Sie sind leer.«

»Gut. Und weiter…«

»Ich fahre sie nur weg.«

»Wohin?«

»Man hat sie für zwei Fremde gedacht, wissen Sie?« Er begann zu grinsen, und bevor ich noch eine weitere Frage stellen konnte, hatte er die Tür schon wieder zugeknallt.

Dann fuhr er so rasch ab, dass ich hastig zur Seite springen musste.
Ich ging zu Suko zurück.
»Der war nicht gerade dein Freund – oder?«
»Das kannst du wohl sagen.« Ich schaute den Heckleuchten des Fahrzeugs nach. »Er hatte Särge geladen, und sie waren für zwei Fremde bestimmt.«
»Ach.«
»Ja, man sorgt sich bereits um unser Ableben. Scheint sich herumgesprochen zu haben. Es wird Zeit, dass wir einiges unternehmen. Allmählich wird mir unwohl.«
Suko ging weiter, und wir blieben auf dieser Straßenseite. Die Häuser rückten jetzt enger zusammen. Es waren alte Bauten, aus wetterfesten Steinen errichtet, und wir gelangten tatsächlich wieder an einen Pub. Der hatte nicht geschlossen.
»Nichts wie rein«, sagte Suko und drückte die rechte Hälfte der scheunenartigen Tür auf.
Fast wie eine Scheune kam mir auch der Innenraum vor. Fliesen auf dem Boden, Gebälk, rauchgeschwärzt und entsprechend riechend unter der Decke, Stehtische, einige Sitzbänke und ein kompakt wirkender Verkaufstresen, der im Lichtschein von der Decke hängender, schwankender Öllampen lag, die Licht und Schatten produzierten.
Wir waren die einzigen Gäste, wie ich mit einem ersten Blick hatte feststellen können.
Langsam gingen wir bis zur Theke vor. Unsere Schritte klangen laut auf dem Fliesenboden.
»Keiner da«, flüsterte Suko.
»Dann nehme ich mir ein Bier und lege das Geld dafür hin. Ich kann kaum sprechen.«
»Wie kühlen die denn hier das Zeug?«, fragte Suko.
Ich deutete auf das Fass und das zerhackte Eis. Fass und Eis befanden sich in einem großen Trog, der seinen Platz auf dem Tresen gefunden hatte. Der Zapfhahn war angeschlossen. Gläser fand ich auch, ich brauchte nur mehr das Bier hineinlaufen zu lassen.
Für Suko goss ich auch ein Glas mit ein. Wir grinsten uns an und prosteten einander zu. Es war ein Genuss, eine Freude, als hätte mir ein Engelchen – pardon – aufs Herz gepinkelt. Mein Krug wurde in einem Zug geleert, und als ich ihn wegstellte, musste ich zunächst einmal Luft holen.
Suko wischte über seine Lippen. Auch er hatte viel getrunken.
»Das hat gemundet«, sagte er.
»Und wie.« Ich hatte meinen Krug weggestellt und griff in die hintere Hosentasche, um meine Geldbörse hervorzuholen. Meine Finger hatten sie kaum ertastet, als wir beide die Frauenstimme vernahmen.

»Lassen Sie das, Mister! Todeskandidaten bekommen ihren letzten Schluck bei mir umsonst…«

***

Sie wussten, dass es Zeit war, und sie wussten ferner, dass sie zu den Ausgestoßenen zählten. Die Ausgestoßenen aus dem Paradies, denn so nannten sie das Land Aibon.

Man hatte sie nicht mehr haben wollen, denn durch ihr verräterisches Tun hatten sie die Magie der Druiden entweiht. Sie waren Entrechtete, man wollte nichts mehr mit ihnen zu tun haben, denn das Blut Unschuldiger klebte an ihren Händen.

Und nicht allein an ihren Händen. Auch das Mordinstrument, das sie begleiteten, war mit dem Blut Unschuldiger gefüllt.

Es war die Bluthand aus dem Jenseits.

Geschnitzt aus einer mächtigen Eiche, die von geheimnisvollen Erdkräften beschworen worden war, zählte diese gefährliche Hand zu einem besonderen Stück dunkler, unheimlicher Magie.

Sie war ein wahres Meisterwerk. Der Künstler hatte es geschafft, sie natürlich aussehen zu lassen, und wer nicht nahe an sie herangetreten war, konnte den Unterschied zu einer normalen Hand nicht erkennen.

Man wollte die vier nicht mehr haben, hatte sie nicht getötet, aber man wies sie aus.

Und so gingen sie. Aber die Hand ließen sie nicht zurück. Sie war für die vier das Wichtigste. In Aibon hatte sie grausam gewütet, und das sollte sie fortsetzen.

Zudem hatten sie einen gewissen Ruf aus der normalen Welt vernommen. Eine Gruppe von Männern und Frauen hatte erfahren, dass es eine Stelle gab, wo vor langer Zeit das Böse gelauert hatte.

Einen Tanzplatz gefährlicher Druidenmagie. Einen geheimnisvollen Zauberort, wo Menschen, die sich den Druiden verbunden fühlten, alte Beschwörungen durchführten, und wo man auch etwas über die geheimnisvolle Bluthand aus dem Jenseits erfahren hatte, die als Richter erschaffen worden war, um abtrünnige Druiden zu töten.

So paradiesisch manchmal das Land auch war, es gab ebenso harte Gesetze, die befolgt werden mussten.

Und die Hand wurde zum Henker und zum Richter. Sie durfte nicht zerstört werden, sie musste überleben, und die vier abtrünnigen Druiden, die ausgewiesen worden waren, hatten sie, als die Beschwörung durchgeführt wurde, mitgenommen.

Sie wussten genau, dass es in der normalen Welt eine Gruppe von Menschen gab, die auf sie warteten, und die wollten sie nicht enttäuschen.

Aber noch befanden sie sich in einem anderen Reich. Es hatte hin und wieder Übergriffe gegeben. Ein Vorfühlen der vier Begleiter,

Kontaktaufnahmen, und es war ihnen gelungen, die Menschen zu beeinflussen. Sie standen voll auf ihrer Seite.

Auch in Aibon dämmerte es. Lange Schatten fielen über das saftige, dunkle Grün des Landes hinweg und berührten auch die aufrecht stehende Bluthand, sodass diese innerhalb der Schatten allmählich verschmolz.

Sie stand auf einem Wagen. Er war aus Holz gebaut, breit wie ein Floß, und er besaß vier Räder. Der Wagen, auf dem die Hand ihren Platz gefunden hatte, konnte überallhin gezogen werden. Dafür sorgte ein pechschwarzes Pferd, das vor den Wagen gespannt worden war.

Alles war für eine Flucht in die normale Welt bereit. Die Beschwörungen hatten gefruchtet, der Tunnel für die Zeitreise bestand noch, sie brauchten ihm nur mehr zu folgen.

Aber sie wollten noch jemand mit auf die Reise nehmen. Es sollte das erste Opfer in der normalen Welt werden, und es musste eine Person sein, die aus dieser Welt stammte.

Da gab es jemand.

Eine Frau.

Miriam di Carlo!

Eine Person, in deren Adern Druidenblut floss, die auf der normalen Welt nicht mehr sein sollte und heim nach Aibon geholt worden war, wo sich auch für sie das Paradies öffnen sollte.

Die vier Gestalten hatten lange an ihrem Plan gebastelt und waren endlich zu einer Lösung gekommen.

Sie stellten ihr eine Falle.

Es war der Abend, als Miriam di Carlo den geheimnisvollen Lockruf vernahm. Ein wundersames Flötenspiel riss sie aus ihrer Ruhe.

Verwirrt richtete sie sich auf.

Sie war eine schöne Frau. Lange, rote Haare, grüne Augen.

Miriam trug ein grünes Kleid, das schon gewandähnliche Formen hatte, und sie befand sich in einem Teil dieser gewaltigen Welt, wo Frieden herrschen sollte und düstere Druidenmagie keinen Platz fand.

Selbst der dünne Himmel über ihr schimmerte grünlich, und im Unterholz raschelte es geheimnisvoll. Die dort lebenden Wesen gab es auch nur in Aibon.

Es waren die, die von den Menschen als Elfen bezeichnet wurden und auf wundersam legendenhafte Weise zu Beginn der Zeiten schon entstanden waren.

Diese Wesen verhielten sich neutral. Sie waren dem Guten ebenso wenig zugetan wie dem Bösen, deshalb brauchte Miriam vor ihnen keine Furcht zu haben.

Sehr oft hatte sie an ihr Leben als Mensch zurückgedacht, als sie noch in London lebte und eigentlich völlig normal war, bis auf eine bestimmte Kleinigkeit.

Miriam di Carlo war sensitiv veranlagt. Sie konnte Dinge erkennen, die in der Zukunft lagen und erst noch geschehen würden.

Dafür hatte ihre Abstammung gesorgt, denn in den Adern der Frau floss nicht das Blut der Menschen, sondern das der Druiden.

Obwohl Aibon als das Paradies bezeichnet wurde und Miriam sich auch hier wohl fühlte, dachte sie sehr oft an die Zeit auf der normalen Welt zurück. Sie hatte gut gelebt, bis Aibon sie rief und ihr Blut damit erweckte.

Fast zur gleichen Zeit hatte sie die Bekanntschaft eines außergewöhnlichen Mannes gemacht.

Er hieß John Sinclair, war von Beruf Polizeibeamter und wurde Geisterjäger genannt.

Dieser Mensch hatte sie beeindruckt und auch geprägt. Miriam di Carlo war mit John Sinclair in ein furchtbares Abenteuer verstrickt gewesen. Zusammen waren sie durch ein zerstörtes London gegangen, doch es war glücklicherweise eine Vision gewesen.

Bei einem weiteren Fall war es dann geschehen. Miriam di Carlo hatte sich von John Sinclair verabschieden und dem Ruf ihres Blutes nach Aibon folgen müssen.

Nun lebte sie in dieser Welt, in der sie eigentlich hätte glücklich sein müssen.

Sie war es aber nicht so sehr. Zu stark waren noch die Erinnerungen an ihr Erdenleben, zu sehr war sie Mensch gewesen und hatte alle Leiden und Freuden dieses Daseins ausgekostet.

Aber es gab für sie eine Hoffnung. Hin und wieder bekam sie Kontakt zu dieser anderen Welt. Aibon, das geheimnisvolle Land, war nicht allein das Paradies, auch hier gab es zweierlei Kräfte. Gut und Böse. So kam es vor, dass der Geisterjäger John Sinclair manches Mal in einen Fall mit hineingerissen wurde, dessen Spuren nach Aibon führten.

Daran klammerte sich Miriam di Carlo.

Sie wusste ferner, dass John Sinclair irgendwann einmal kommen musste, denn es gab für ihn ein großes Problem, das er einfach lösen musste.

Zwei Dolche waren verschwunden!

Sie gehörten Sinclairs indischem Freund Mandra Korab, der insgesamt sieben davon besaß. Fünf hatte er zurückbekommen, über die letzten beiden wusste er nicht genau Bescheid. Ihm und dem Geisterjäger war nur bekannt, dass sie sich in Aibon befanden.

Wo genau sich die Dolche befanden, das wussten nur wenige. Miriam di Carlo gehörte nicht zu ihnen. Sie hätte es gern gewusst und ihrem Freund die Waffen zurückgegeben.

Und wieder lauschte sie den Klängen.

Ein geheimnisvolles Spiel und gleichzeitig so lockend, dass sie den

Tönen einfach nicht widerstehen konnte. Sie musste ihnen folgen und schritt in diese entsprechende Richtung.

Aibon war weit, war leer, so kam sich Miriam vor wie eine Verlorene ohne Angst innerhalb des Landes. Ihre Füße schleiften durch das dunkelgrüne Gras. Sie sah die hohen Bäume, die prächtigen Kronen, entdeckte seltsame Vögel, die manchmal bunt schimmerten und auch eine grüne Tarnfarbe über ihr Federkleid ziehen konnten.

Aibon war anders. Hier wurden die Märchen und Legenden der Menschen wahr. Vielleicht waren die Geschichten über Elfen, Trolle und Erdmännchen in Aibon entstanden, denn so etwas existierte.

Die Melodie lockte. Nie blieb sie gleich. Mal wehten Miriam di Carlo hohe Töne entgegen, dann wieder dunklere und wie von einer nicht erfüllten Sehnsucht durchweht.

Hatte der für Miriam di Carlo nicht sichtbare Spieler vielleicht Heimweh?

Als sie daran dachte, zuckte ein verlorenes Lächeln um ihre Lippen. Für einen Menschen, den das Heimweh plagte, hatte sie vollstes Verständnis. Auch ihr war es so ergangen. Zwar hatte sie anderen stets von ihrer vollen Zufriedenheit berichtet, die sie hier in Aibon gefunden hatte, aber es waren nur mehr Lippenbekenntnisse gewesen. Im Grunde ihres Herzens sehnte sie sich zurück in die normale Welt, obwohl diese wiederum mit so vielen Fehlern behaftet war.

Vielleicht war es gerade der Feind, dass sie zurückgehen wollte.

Nur Ruhe, nur Perfektion, war das etwas für einen Menschen, der noch seinen normalen Körper hatte und nicht in die nächsthöhere Stufe übergegangen war?

Miriam glaubte es nicht mehr. Aus diesem Grunde verstand sie auch die Sehnsucht des Flötenspielers, die er durch seine gespielte Melodie ausdrückte.

Das Lied betörte sie. Miriam lief schneller. Wind packte ihre langen, roten Haare und schaufelte sie fahnenartig in die Höhe. Sie lief der Quelle der Melodie nach, denn sie musste mit dem sprechen, der seinem Instrument diese sehnsuchtsvollen Klänge entlockte.

Das Land war leer.

Kein Druide hielt sich in der Nähe auf. Aber je weiter sie lief, umso mehr verlor sie ihre Hoffnung, denn das Flötenspiel blieb immer gleich. Eigentlich hätte es lauter werden müssen, weil sie sich der Quelle allmählich näherte.

Im Unterbewusstsein spürte sie etwas von einer drohenden Gefahr, die sich über ihrem Kopf zusammenballte. Die innere Stimme warnte sie davor, weiterzulaufen.

Im Gegensatz dazu stand die Melodie, die von einer so großen Sehnsucht erfüllt war und wieder stärker wurde als die warnende Stimme.

Irgendwann »wachte« sie auf, blieb stehen und erkannte, dass sie am Rande einer großen Talschüssel stand und in die Tiefe schauen konnte. Sie wusste von diesem Tal, das gleichzeitig als magische Zone galt, denn hier hatten die Abtrünnigen gelebt und manch finsteren Zauber betrieben. Druiden, die uralt waren, die auch die Erde kannten, denn dort waren sie von den Menschen verehrt worden.

Vor langer, langer Zeit…

Die Abtrünnigen hatte es nicht erwischt. Sie waren nach Aibon zurückgekehrt, in ihr Paradies, das an manchen Orten so wenig paradiesisch war.

»Zeig dich!«, rief Miriam plötzlich, als sie weiterlief. »Zeig dich endlich!«

Es war ein vergebliches Rufen. Niemand gab ihr eine Antwort, und so lief sie als Einsame in das Tal hinein, wobei sie automatisch die magische Zone erreichte.

Und das spürte sie.

Auf einmal blieb sie stehen. Sie spürte die Gefahr sehr deutlich.

Etwas rann ihren Rücken hoch, erzeugte eine Gänsehaut und ließ sie frösteln, als wäre ein winterlich kalter Wind gegen ihren Körper geweht.

Erst Sekunden später fiel ihr auf, wie ruhig es geworden war.

Kein Flötenspiel mehr, nur eine drückende Stille, die sich ausgebreitet hatte.

Dennoch »redete« diese Ruhe.

Gefahr!

Jawohl, sie berichtete von einer gewissen Gefahr, die sich in ihrer Umgebung festgesetzt hatte.

Eine Falle!

Miriam di Carlo spürte es mit jeder Faser ihres Körpers. Sie steckte plötzlich mittendrin. Das Tal hier, das in einer gewissen Verbindung zur normalen Welt stand, war schon immer für Druiden, die von der gefährlichen Magie nichts wissen wollten, zu einer oft tödlichen Bedrohung geworden.

Sie schaute sich furchtsam um.

Da waren plötzlich Schatten, obwohl keine Bäume in der Nähe wuchsen und auch keine Sonne am Himmel stand, deren Licht die Schatten hätte produzieren können.

Zudem standen sie nicht still. Sie bewegten sich, sie zuckten, und sie kamen auf Miriam zu.

Und das von allen Seiten.

An vier verschiedenen Stellen hatten sie sich gebildet und huschten lautlos näher.

Miriam di Carlo wusste genau, dass sie ihnen nicht mehr entwischen konnte. Deshalb blieb sie stehen, hob in einer müden Geste die

Schulter und ergab sich in ihr Schicksal.

Sollten die anderen mit ihr machen, was sie wollten. Ihr war jetzt alles egal geworden.

Lautlos waren sie erschienen und auch näher gekommen. Nun aber flüsterten sie, und Miriam hörte genau ihre Worte.

»Auf dich haben wir gewartet, kleine Miriam. Wir wollen dich, nur dich haben. Hast du verstanden…?«

Sie schaute in die Runde. Auf ihrem Gesicht zeichnete sich die Verzweiflung ab. »Wer seid ihr?«

»Du müsstest uns kennen«, wurde ihr geantwortet. »Schau genau hin, dann siehst du etwas in den Schatten.«

Sie sah, dass die anderen nicht gelogen hatten.

Es waren tatsächlich Schatten mit den ihr so bekannten Umrissen.

Dafür gab es nur eine Erklärung.

Die Männer in Grau!

Die Hüter des Landes Aibon, ihre Wächter, die darauf achteten, dass die Grenzen nicht von Unbefugten überschritten wurden. Aber die Männer in Grau waren keine Schwarzmagier. Sie standen auf der Seite der normalen Druiden, hatten ihre gefährlichen Steine, durch deren Kraft sie in der Lage waren, Dimensionsbrücken zu schlagen. Und ausgerechnet die hatten sich gegen sie gestellt.

»Was soll ich bei euch?«, fragte Miriam. »Ich habe nichts Unrechtes getan. Ihr seid die Polizisten von Aibon, aber ich habe das Land der Druiden nicht verraten…«

»Wir brauchen dich.«

»Wozu?«, schrie sie plötzlich und warf ihre Arme in die Höhe.

Der Ruf hallte über das weite Land und verklang irgendwo in der wie gläsern wirkenden Ferne.

»Sie will dich. Du hast von ihr gehört. Sie will Opfer haben. Du weißt schon, wen wir meinen.«

»Nein…«, erwiderte Miriam gequält.

Sie bekam keine Antwort von den Wächtern. Ein anderer gab ihr diese. Sie hörte ein Geräusch.

Es klang dumpf, irgendwie gleichmäßig und im ersten Moment nicht zu identifizieren. Bis ihre Augen plötzlich groß und rund wurden.

Jetzt wusste sie Bescheid.

Das war ein Pferd. Dessen Hufschlag hatte sie vernommen. Allmählich wusste sie, was das bedeutete. Sie spürte plötzlich die heiße Angst, die ihre Kehle zusammenpresste. Das konnte doch nicht wahr sein, was die anderen mit ihr vorhatten. Nein, das war einfach zu grausam.

»Schau nach links!«, vernahm sie die flüsternde Stimme. »Schau genau hin, kleine Miriam. Dann wirst du sie sehen, wie sie langsam näher kommt. Sie wartet auf dich.«

Miriam wollte es eigentlich nicht. Wie unter Zwang drehte sie den Kopf.

Das Pferd kam. Es war pechschwarz, nur am Maul schimmerte ein hellerer Streifen. Zwischen seinen Zähnen drang der Dampf hervor und verteilte sich dicht über dem Boden.

Aber das Tier störte sie nicht einmal. Viel schlimmer war das, was es hinter sich herzog.

Die Bluthand!

Man hatte sie auf einem Gestell befestigt, damit sie nicht kippen konnte. Eine riesige Klaue, deren Finger nach oben gereckt und gleichzeitig wie zum Griff gekrümmt waren.

Miriam atmete tief durch. Selbst die klare Luft des Landes Aibon schmeckte plötzlich nach Tod und Verwesung, denn die Frau kannte die genaue Funktion der Hand.

Wer die Hand sah, war verloren. Sie tötete erbarmungslos, bestand aus Holz und war trotzdem lebendig, denn sie gehorchte furchtbaren, schwarzmagischen Gesetzen.

Das Innere eines jeden Fingers hütete ein furchtbares Geheimnis, das diese vier brutalen Bewacher hatte: die Männer in Grau oder die gefährlichen Schatten, wie sie auch genannt wurden.

Zudem besaßen sie die vier Waffen, die, richtig eingesetzt, absolut tödliche Wirkungen zeigten. Vier Steine waren es nur, aber in ihnen steckte die geballte Macht eines verwunschenen Landes mit all seinen Vor- und Nachteilen.

Miriam di Carlo gab auf, obwohl sie sich noch nicht gewehrt hatte. Sie vernahm auch kein Flötenspiel mehr. Der unheimliche Spieler hatte seine Pflicht getan und Miriam in eine Falle gelockt. Er brauchte nicht mehr zu warten.

Sie ging nicht mehr weiter. Die Angst kam, sie bohrte in ihrem Innern. Miriam spürte das drückende Gefühl in ihrer Kehle und auch das Rieseln über der Nackenhaut.

Es war noch dunkler geworden. Ein normaler Vorgang, der die Abenddämmerung einleitete. Manche Bewohner behaupteten, in Aibon würde es nie richtig hell, weil der grünliche Schimmer stets schleierartig über dem Land ausgebreitet lag.

Die vier Schatten bewegten sich, und Miriam di Carlo vernahm dabei einen Laut. Die Füße der Gestalten berührten kaum den Boden, sie huschten und hatten die junge Frau im Nu eingekreist.

So blieben sie stehen.

Gesichter erkannte Miriam nicht. Alles verschwamm in der schwarzgrünen Masse, auch Augen waren für sie nicht zu sehen.

Das düstere Glühen drang nicht aus den Pupillen, etwas anderes trug dafür die Verantwortung.

Die Steine!

Sie strahlten ab. Lautlos, gefährlich, breit wie eine Hand und dabei dunkelgrün.

Vier Volltreffer kassierte Miriam.

Sie schrie nicht mal, denn Schmerzen spürte sie nicht. Nur an den Stellen, wo sie getroffen war, rieselte etwas über ihre Haut, als wären sanfte Fingerspitzen dabei, sie zu kitzeln, und es war nicht mal ein unangenehmes Gefühl, obwohl sie wusste, dass sie jetzt endgültig verloren war.

Andere hatten die Kontrolle über ihren Willen und den Körper übernommen.

Für wenige Sekunden stand sie noch unbeweglich auf der Stelle.

Auch in ihrem Gesicht regte sich nichts. Gefühle wurden durch die Magie der Strahlen unterdrückt.

Die Steine gehorchten den Befehlen der Schatten in Grau. Miriam konnte nichts daran ändern, aber ihre Füße verloren plötzlich den Kontakt zum Boden.

Und die anderen hatten ein Ziel.

Es war die aufgerichtete, leicht gekrümmte, gewaltige Hand, die fangbereit dastand, um das nächste Opfer zu bekommen. In den Fingern gab es noch genug Platz. Sie würden ihr Blut mit Freuden aufnehmen, um noch mehr zu erstarken.

Auch Miriam schwebte. Wie eine geworfene Puppe befand sie sich in der Luft. Die Sohlen der Schuhe berührten nicht mal die Spitzen des Grases. Sie glitt weiter, die Hand kam näher und wurde für die junge Frau immer größer, sodass sie wie ein gewaltiges Ungetüm wirkte.

Die Schatten wanderten nicht mit. Sie veränderten nur ein wenig die Haltungen ihrer Hände, um sich den neuen Gegebenheiten anzupassen. Schließlich sollte Miriam direkt gegen das harte Holz der Klaue gepresst werden.

Bisher hatte sie dagegen geschaut. Nun drehten die anderen Kräfte sie herum, sodass sie mit dem Rücken gegen die Hand kam. Sie senkte den Kopf ein wenig. Dabei erkannte sie schon das Holz des Fahrgestells unter sich.

Im nächsten Augenblick prallte sie gegen die Blutklaue. Ein kurzer Stoß nur, mehr war es nicht, aber es gelang ihr nicht, sich noch von der Stelle zu rühren.

Sie war und blieb gefangen.

Fesseln wurden ihr nicht angelegt, die Magie der Hand sorgte dafür, dass sie sich nicht mehr bewegen konnte und steif blieb.

Noch immer wurde sie von den Strahlen berührt, aber die sanken einen Moment später zusammen.

Jetzt hätte Miriam weglaufen können, wäre nicht die Magie der Bluthand gewesen, die sie wie eine unsichtbare Fessel hielt, sodass es ihr unmöglich war, sich zu rühren.

Sie musste den anderen Tribut zollen.

Die Hand kannte kein Pardon. Wenn sie wollte, konnte sie die Frau sehr schnell vernichten, aber die Männer oder Schatten hatten etwas anderes mit ihr vor.

»Nicht hier!«, hörte sie die Stimme. Ob einer oder vier gesprochen hatte, war nicht herauszuhören. »Niemals hier. Du lebst in unserem Paradies, aber du hast dich stets danach gesehnt, in eine andere Welt zu gelangen. Das wissen wir, denn wir kennen deine Gedanken. Haben genau gemerkt, was du dir immer ausgedacht und von wem du geträumt hast. Wir werden dich mitschleppen, denn es sind Menschen gekommen, die über uns Bescheid wissen. Sie befinden sich in der magischen Zone, und wir haben beschlossen, dich dort sterben zu lassen, wo du so gern gewesen bist. Auf der Erde…«

***

Die Überraschungen rissen nicht ab. Wir hatten die Stimme vernommen, es war gesagt worden, was uns erwartete, und dennoch fühlten wir uns nicht als Todeskandidaten.

Ich schaute Suko an. Sein Gesicht zeigte einen nichts sagenden Ausdruck. »Möchtest du sterben?«

»Es wird euch wohl nichts anderes übrig bleiben.« Die Frau hatte eine dunkle Stimme. Gar nicht mal unsympathisch, wenn sie nur andere Worte gewählt hätte.

»Wer sind Sie?«

»Das werden Sie sehen, sobald Sie sich umdrehen.«

Die Aufforderung ließen wir uns nicht zweimal sagen. Auf der Stelle wandten wir uns um und sahen, dass sich aus dem Düstern einer Nische eine Gestalt löste.

Das war die Sprecherin, und sie sah im ersten Moment gar nicht so aus wie eine Frau, denn sie trug die Kampfkleidung irgendwelcher Terroristen. Sollte sie langes Haar haben, musste sie es hochgesteckt und unter ihrer Schirmmütze verborgen haben. Das Gesicht war blass. Ob ihre Züge scharf oder weich geschnitten waren, konnten wir auch nicht erkennen. Jedenfalls besaß sie eine Maschinenpistole, und wie sie die Waffe hielt, ließ darauf schließen, dass sie auch damit umgehen konnte. Die war anders als die beiden Typen an der Scheune.

»Hier scheint ein Nest zu sein«, bemerkte ich. »Anscheinend gibt es in diesem netten Land nur Typen, die sich mit MPi’s bewaffnet haben. Das gefällt mir gar nicht.«

»Kann ich mir vorstellen«, erklärte sie. »Aber mir gefällt es auch nicht, dass Sie hier eingedrungen sind.«

Suko lachte leise. »Was heißt hier eingedrungen? Das ist ein freies Land. Hier kann jeder hergehen, der will.«

»Kann er nicht.«
»Ach, und wer bestimmt das?«
»Ich.«
»Dann sind Sie also die Anführerin dieser Bande?«
»So würde ich an Ihrer Stelle nicht sprechen. Wir sind keine Bande, sondern Freiheitskämpfer.«
»Das sagen sie alle«, meinte ich.
»Nur stimmt es bei uns. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, die Grüne Insel…«
»Ich kenne die Leier der IRA«, erwiderte ich locker. »Sie brauchen mir nichts zu sagen. Es steht in allen Zeitungen…«
»Nein«, unterbrach sie mich. »Ich will es euch erklären, damit ihr erkennt, wie wenig Chancen ihr noch habt. Wir haben uns Cockway aus bestimmten Gründen ausgesucht und nicht irgendeinen dieser zahlreichen und verstreut liegenden Orte genommen. Könnt ihr euch vorstellen, weshalb wir dies getan haben?«
»Eigentlich nicht.«
»Dann will ich es euch sagen. Cockway ist der ideale Platz. Hier hat es vor langer, langer Zeit eine gewisse Magie gegeben, die von den Druiden ins Leben gerufen worden ist. Ihr wisst selbst, dass Irland die Heimat der Eichenkundigen ist, und das hat auch mein Vater erfahren, der mich vor seinem Tod durch die Kugeln englischer Soldaten in die Geheimnisse der Druidenmagie einweihte. Das Tal, in dem Cockway liegt, ist eine große, magische Zone. Hier haben sich die Reste einer alten Magie erhalten, man braucht sie nur mehr zu aktivieren und erlebt etwas, das einmalig ist. Kannst du mir folgen?«
»Schlecht…«
»Dann will ich es euch sagen. Druiden sind ein besonderes Volk gewesen. Sie kannten die Kräfte der Natur, sie haben sie erforscht und ausgelotet, sie kommunizierten mit ihnen, sie…«
»Schon gut«, unterbrach ich sie. »Kommen Sie zur Sache, denn wir möchten wissen, mit wem wir es zu tun haben.«
»Ich bin Eileen the cat.«
»Die Katze?«, fragte ich gedehnt.
»Ja. Sicherlich wisst ihr von mir.«
Ich hob die Schultern. »Ich glaube, diesen Namen schon einmal in der Zeitung gelesen zu haben. Jedoch in keinem positiven Zusammenhang.«
Sie erwiderte zischend. »Kann ich mir vorstellen. Vielleicht war es ein Anschlag in London.«
»Richtig. Es kamen dabei auch Frauen und Kinder ums Leben.«
»Du sagst es.«
Ich ballte die Hände zu Fäusten. Von diesem Anschlag hatte ich tatsächlich gelesen. Er war mit einer selten gekannten

Rücksichtslosigkeit durchgeführt worden und in seinen Folgen schrecklich gewesen. Und die Verantwortliche für dieses Attentat stand jetzt vor mir.

Ich schüttelte den Kopf. Als Terroristin war sie schlimm genug.

Erschwerend kam in unserem Falle hinzu, dass ausgerechnet die Anführerin der Terroristen sich auf ein neues Gebiet begeben hatte, das ebenfalls sehr gefährlich war.

Das der Druiden-Magie.

»Und wer seid ihr?«, hörten wir ihre Frage.

Ich hob die Schultern, aber Suko übernahm es, Eileen die Antwort zu geben. »Wir sind Wanderer, Wochenendurlauber, und mehr nicht, Eileen.«

»Wirklich?«

»Was sonst?«

»Vielleicht Spione?«

Ich hatte das Gefühl, dass sie genau wusste, auf was sie sich da eingelassen hatte, und auch über uns irgendwie informiert war. Nur zeigte sie dies nicht.

»Ich wüsste nicht, was wir hier ausspionieren sollten«, erwiderte ich auf ihre Frage.

»Haltet mich nur nicht für dumm.« Ihre Antwort klang ebenso wenig verbindlich wie die Stimme. »Wir haben euch beide beobachtet. Sogar, als ihr noch in eurem Wagen gesessen habt, der plötzlich in die Luft flog…«

»Das war Pech.«

»Nein«, erwiderte sie mir sehr sachlich. »Kein Pech, sondern eine gefährliche Magie.«

Ich begann zu lachen und beschloss zudem, weiterhin den Unbefangenen zu spielen. »Sie reden immer von Magie. Sie als Terroristin. Glauben Sie denn daran?«

»Sicher.«

»Darüber kann ich nur lachen.«

»Ich nicht mehr«, erklärte sie uns und trat einen Schritt zur Seite.

Die Mündung ihrer kurzläufigen MPi blieb in der gleichen Zielrichtung. Wenn wir uns falsch bewegten, würden uns die Kugeln durchlöchern. Es musste eine Waffe sein, die im Ostblock hergestellt wurde. Der Form nach sah sie mir so aus. Es war zudem ein offenes Geheimnis, dass gewisse, an Konflikten interessierte Länder, die IRA mit Waffen versorgten.

Ob sie uns nun besser erkennen konnte oder nicht, war nicht genau festzustellen, jedenfalls wechselte sie das Thema und schüttelte dabei leicht den Kopf. »Irgendwie glaube ich euch nicht«, erklärte sie. »Nein, ihr spielt mir etwas vor. Ich kenne euch!«

Mit keiner Reaktion zeigten wir an, dass uns diese Ankündigung

überrascht hatte. »Und wieso?« Meine Frage klang ein wenig lahm, beinahe sogar desinteressiert.

Sie lächelte falsch. »Wir werden mit vielem versorgt, und ich habe auch lange nachgedacht, deshalb lebt ihr auch noch. Wir bekommen nicht allein Proviant, auch Zeitschriften und Zeitungen. Und in einem dieser Blätter habe ich ein Foto gesehen, das eine fatale Ähnlichkeit mit deinem Gesicht aufwies.« Da Eileen in meine Richtung redete, wusste ich auch, wer damit gemeint war.

»Ich in der Zeitung?«, fragte ich.

»Ja, das stimmt. Du vermutest richtig.«

»Daran müsste ich mich erinnern.«

»Vielleicht willst du es nicht. Und dieses Bild war im Zusammenhang mit einer Polizeiaktion geschossen worden. So etwas hasse ich auf den Tod. Polizisten leben, um getötet zu werden. Nicht wahr?«

»Das sehe ich nicht so.«

»Ihr seid Bullen!«

Diese Frau war knallhart und fanatisch. Sie würden wir nicht bekehren können. Die ließ sich auch nichts mehr vormachen. Tatsächlich fühlte ich mich auch verdammt unwohl. Über den Hass der Terroristen auf Polizisten war ich informiert. Die andere Seite machte kurzen Prozess, wenn sie einen Feind vor der Mündung stehen hatte.

Auch bei uns.

Half uns noch ein Bluff?

Eileen sprach weiter. »Ich hatte vorgehabt, euch mit der Druiden-Magie zu konfrontieren. Davon habe ich nun abgesehen. Es gibt Dinge, die sollte man zurückstellen. Bevor wir zu großen Taten schreiten, seid ihr tot. Und jetzt, jetzt gebt eure Waffen ab und auch die Ausweise. Zeigt mir die Dienstmarken. Aber hübsch vorsichtig, wenn ihr in eure Taschen greift.«

»Was zuerst? Ausweise oder Dienstmarken?«, fragte Suko.

Eileen lachte. »Damit hast du zugegeben, Chinese, dass du zu den Bullen gehörst. Erst die Ausweise, doch zuvor könnt ihr mir eure Namen freiwillig nennen.«

»John Sinclair«, sagte ich.

»Suko«, stellte sich mein Freund vor.

Die Frau zuckte leicht zusammen. »Sinclair«, flüsterte sie. »Fast hatte ich es mir gedacht. Ich wollte es schon sagen, war nur im Augenblick ein wenig überrascht. Nun ist mir alles klar. Dein Name ist bekannt, Sinclair. Nennt man dich nicht noch anders?«

»Geisterjäger.«

Sie lachte hoch und schrill, ohne jedoch unaufmerksam zu werden. »Das ist gut, wirklich. Geisterjäger seid ihr und eigentlich hier genau richtig. Aber ihr werdet nicht mehr dazu kommen, Geister zu jagen,

das kann ich euch versprechen. Das Geheimnis dieses Tals bleibt für euch immer verschlossen. Und jetzt packt aus.«

»Gern.« Suko hatte das Wort lässig ausgesprochen. Ich kannte meinen Freund und Partner lange genug, und ich hatte auch den Unterton in seiner Stimme genau gehört.

Er wollte etwas unternehmen…

Ich hob die Schultern. »Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig«, erwiderte ich und griff in den Ausschnitt meiner Jacke.

Suko tat das Gleiche.

Eileen behielt uns beide im Auge. Sehr genau beobachtete sie uns.

Ich hatte zuerst meinen Ausweis gezogen, streckte den Arm aus, sodass diese Bewegung Eileens Aufmerksamkeit erregte.

Zeit für Suko.

Der hatte nicht seinen Ausweis gezogen, sondern einen anderen Gegenstand, der harmlos aussah, dennoch eine gefährliche Waffe war.

Seinen Stab.

Und Suko rief das Wort. »Topar!«

***

Es war wie immer. Plötzlich wurde die ablaufende Zeit für fünf Sekunden gestoppt. Niemand, der sich in Rufweite meines Partners befand, konnte sich mehr bewegen, nur Suko selbst, eben der Träger des Stabs.

Ich stand wie festgeleimt auf dem Fleck, war ein stummer Beobachter und sah Sukos Aktionen.

Der löste sich pfeilschnell. Bevor ich überhaupt nur denken konnte, war er bei unserer »Freundin« aufgetaucht, packte ihre Arme und stemmte sie in die Höhe.

Im nächsten Augenblick hatte er schon zugegriffen. Mit einer Drehung riss er die Maschinenpistole aus den Händen der Frau, ging mit der Waffe einen Schritt zurück, wobei er die Mündung auf Eileen gerichtet hielt.

Noch eine Sekunde hatte er Zeit.

Wir bewegten uns gemeinsam. Ich hielt noch meinen Ausweis in der rechten Hand, die Finger der Terroristin aber waren leer. Sie schaute auf die Hände, selbst bei der schlechten Beleuchtung war zu erkennen, wie sehr sie von Sukos Aktion überrascht worden war, denn sie konnte sich kaum mehr rühren.

Ich lachte leise, und in mein Lachen drangen Sukos Worte. »Das war Pech, Eileen. Falls Sie Ihre MPi suchen, die habe ich. Und die Mündung glotzt Sie an wie ein drittes Auge.«

Sie öffnete und schloss die Hände. Vor Wut konnte sie nicht sprechen. Ein dumpfes Röcheln drang aus ihrem Mund. Die Lippen hatte sie in die Breite gezogen, und es kostete sie Überwindung,

endlich eine Frage zu stellen.

»Wie, verdammt, habt ihr das geschafft?«

»Magie«, erwiderte Suko trocken.

»Welche?«

»Das werden wir Ihnen nicht verraten, aber wir sind am Drücker, wie Sie gemerkt haben sollten. Ich an Ihrer Stelle würde mich jetzt schön geschlossen halten.«

Eileen schüttelte den Kopf. »Wie immer ihr das geschafft habt, ich sage euch nur eines: Hier ist das Ende eures Weges. Wir befinden uns in einem Druidental, das mit einer Kraft gefüllt ist, die schon Jahrtausende alt ist. Man kann sie nicht so einfach ignorieren. Das werdet ihr zu spüren bekommen.«

»Vielleicht«, erwiderte ich. »Aber Sie haben meinen Namen vorhin korrekt ausgesprochen. Geisterjäger. Können Sie sich vorstellen, dass wir nicht auch über die von Ihnen so hochgelebte Druiden-Magie Bescheid wissen? Wir kennen auch eine geheimnisvolle Parallelwelt, die sich Aibon nennt, das Paradies der Druiden ist und gleichzeitig dessen Fluch. Na, immer noch so überzeugt?«

»Ja!«

»Dann müssen wir Ihnen das Gegenteil beweisen«, erklärte Suko.

»Der Spieß ist umgedreht. Sie, Eileen, werden jetzt tun, was wir von Ihnen verlangen!«

»Und was wollen Sie unternehmen?«

»Einen kleinen Spaziergang mit Ihnen«, erwiderte mein Freund schlicht.

Vor der Antwort klang ihr Lachen glucksend. »Ihr glaubt doch nicht, dass man euch herumspazieren lässt?«

»Wer sollte uns daran hindern?«, fragte ich.

Da Eileen gerade dabei war, so herrlich zu reden, gab sie auch weitere Erklärungen ab. »Wer euch daran hindern sollte? Meine Leute. Wir alle, Sinclair. Cockway sieht zwar aus wie ein normaler Ort, aber das ist er nicht mehr. Wir haben ihn besetzt. Die Bewohner, die sich auf den Straßen zeigen, tun dies auf unsere Befehle hin, damit man nach außen hin nichts bemerkt. Wir waren gezwungen, neue Wege zu gehen, uns andere Helfer zu suchen, und die haben wir gefunden, Sinclair. Es ist die alte Magie. Dieses Land gehört uns, den Iren. Alles in diesem Land wollen wir haben. Auch den Teil, der unter englischer Verwaltung steht. Aus diesem Grunde haben wir uns mit den Kräften beschäftigt, die in den Tiefen des Bodens lauern, die zwar schlafen, aber nur eben schlafen. Wir haben sie wieder geweckt, das werdet ihr zu spüren bekommen…«

»Wie die Bluthand, nicht wahr?«, unterbrach ich sie.

Für einen Moment zeigte das Gesicht der Frau Überraschung. Ihr Mund klappte zu. »Ja, wie die Bluthand«, gab sie flüsternd zurück.

»Ihr wisst sehr viel. Also seid ihr Spione, ich habe mich nicht geirrt.«

»Keineswegs. Wir wollten nur etwas klarstellen. Jetzt haben wir den Beweis.«

»Und wie seid ihr…?«

Ich schüttelte den Kopf. »Keine Erklärungen mehr, Eileen, jetzt wird gehandelt.«

»Bitte.«

Suko wusste, was ich vorhatte, auch ohne dass er eine Erklärung bekam. Er trat einen Schritt zurück, senkte den Lauf der MPi ein wenig und deutete damit zur Tür. »Da ist der Ausgang«, sagte er mit leiser Stimme. »Gehen Sie vorsichtig hin, und unternehmen Sie nichts. Sie wollen ja noch länger leben.«

»Das werde ich auch.«

»Wir warten ab.«

Eileen drehte sich und wollte Sukos Befehl nachkommen. Mein Blick fiel dabei auf ihre rechte Seite. Die lange Drillichhose hatte auch in Höhe der Schenkel schmale Taschen. Aus einer schaute ein Sprechfunkgerät hervor.

Bevor sich die Frau versah, war ich bei ihr, hatte zugegriffen und den Apparat an mich genommen. »Den brauchen Sie ja nicht mehr«, sagte ich und kassierte dafür einen bösen Blick.

»Du bekommst es noch zurück!«, versprach sie mir mit finsterer Stimme.

»Abwarten…«

»Geh vor, Mädchen, und rede nicht so viel«, sagte Suko.

Sie nickte. Eileen trug Springerstiefel. Als sie ging, hörten wir das dumpfe Hämmern der Sohlen auf dem mit Holz belegten Fußboden.

Es war ein schlendernder Gang, der sie in Richtung Tür brachte, und sie gab sich dabei noch immer überlegen.

Suko folgte ihr in einem gewissen Abstand. Die Mündung der Maschinenpistole wies auf den Rücken der Frau und irrte auch für keinen Moment von diesem Ziel ab.

Vor der Tür blieb sie stehen. Wir befahlen ihr auch nicht, weiterzugehen, denn draußen hatte sich etwas verändert.

Inzwischen war es dunkel geworden, und dennoch zeigte sich eine gewisse Helligkeit. Fackelschein. Schatten werfend und rötlich hell tanzte er über die Straße.

Die äußeren Merkmale der Beschwörung schienen bereitgestellt worden zu sein, und auch Eileen wusste Bescheid. Trotz der auf sie gerichteten Waffe gab sie sich locker und drehte den Kopf. »Es hat sich einiges verändert, ihr beiden«, erklärte sie. »Ihr werdet euch wundern, wenn ihr nach draußen kommt.«

»Das haben wir uns abgewöhnt«, erklärte Suko.

»Überraschungen gibt es immer wieder.« Sie sprach so überzeugt,

dass ich ein ungutes Gefühl bekam.

»Gehen Sie«, befahl Suko.

»Also gut«, sagte sie und drückte die Tür auf. »Ihr habt es nicht anders gewollt.«

Die schwere Holztür ächzte, als wollte sie sich gegen den Druck der Hand stemmen, um letztendlich zu verlieren.

Eileen trat als Erste hinaus.

Suko folgte ihr und blieb dicht hinter ihr stehen. Er hatte die MPi in die Rechte gewechselt, mit der Linken fasste er die Schulter der Frau und drückte sie zur anderen Seite hin, um sich selbst und mir freies Sichtfeld zu geben.

Eileen hatte nicht gelogen. In der Tat schauten wir auf eine völlig veränderte Dorfstraße, über der zwar die Dunkelheit lag, die dennoch erhellt wurde.

Man hatte Fackeln angezündet. Die brennenden Scheite standen in mit Sand oder ähnlichem Material gefüllten Fässern, wobei die Flammen vom Wind bewegt wurden und tanzten wie geisterhafte Gestalten, die unruhig von einer Seite zur anderen wischten und ein flackerndes Muster über Fahrbahnen, Häuser und auch Menschen warf.

Das alles waren für mich eigentlich nur Randerscheinungen. Es zählte etwas ganz anderes.

Sie hatten es geschafft und die Magie aktiviert, die in diesem Boden steckte.

Die Kraft der Druiden.

Der eichenkundigen Wesen, die in einem fernen Reich namens Aibon lebten und mit ihrer Magie dafür sorgten, dass auch die normale Erde gestreift wurde.

Das Dorf lag nicht mehr frei. Über ihm befand sich eine gewaltige Kuppel, die aussah wie ein gekrümmter Berg aus Glas, der ebenfalls von dunklen und gleichzeitig auch hellen Schatten übersät war.

Ein phantastisches Bild, und ich sah auf der Straßenmitte das eigentliche Zentrum.

Ein großer grüner Druidenstern, bestehend aus zwei ineinander geschobenen Dreiecken, spannte sich von einer Straßenseite zur anderen, sodass seine Spitzen sogar die Hauswände berührten.

Dieser geheimnisvolle, grünlich leuchtende Druidenstern bildete also das Zentrum.

Bewacht wurde es von Männern, die wie Eileen gekleidet waren.

Das waren ihre Helfer, die Terroristen…

Ich zählte genau sechs, denn an jeder Winkelecke des Sterns hatten sie Aufstellung genommen.

Die Waffen trugen sie am Körper und nicht in den Händen.

Uns hatten sie wahrscheinlich noch nicht gesehen, da wir drei uns

sehr dicht an der Hauswand aufhielten und uns nicht rührten. Auch in unserer Nähe brannte eine Fackel.

Das alles war ungewöhnlich. Für die Menschen aus Cockway sicherlich auch schaurig und schlimm, weil sie so etwas bestimmt zum ersten Mal erlebten. Uns aber schockte etwas ganz anderes.

Der Vorgang spielte sich über unseren Köpfen ab, wo die grüne »Glaskuppel« lag.

Jedenfalls sah diese Verbindung zu Aibon so aus. In der Mitte der Krümmung entstand eine Bewegung. Zuerst sahen wir nur einen Schatten, der aus einer nicht messbaren Ferne zu kommen schien und sich allmählich heranschob.

Nur allmählich kristallisierte sich aus dem Schatten etwas hervor.

Es war ein Gegenstand.

Groß, hoch und dunkel.

Dennoch für uns zu erkennen, und ich wurde wieder an die Worte der Männer in Grau erinnert, denn genau sie begleiteten diesen unheimlichen Schatten aus dem Lande Aibon.

Es war die Bluthand aus dem Jenseits!

Etwas war vor dem dunkleren Hintergrund der leicht gekrümmten Holzhand zu sehen.

Eine Frau, die ich kannte, die mit mir zusammen schon einige Abenteuer bestanden hatte, und die sich nun in der Gewalt dieser gefährlichen Blutklaue befand.

Es war Miriam di Carlo!

***

Auch meinem Freund Suko und der Terroristin war diese Hand nicht entgangen. Eileen sagte nichts, dafür gab Suko seinen flüsternden Kommentar ab. Dem Klang seiner Stimme nach zu urteilen, war er ebenso überrascht und geschockt wie ich.

»John, das ist doch…«

»Miriam di Carlo!«, hauchte ich.

»Genau.«

Jetzt erst meldete sich Eileen. Ihr leises Lachen deutete an, dass sie sich freute. »Ihr kennt sie, nicht wahr?« Als sie keine Antwort bekam, fuhr sie fort. »Ich kenne sie nicht, aber ich habe von dieser Hand gehört. Mein Vater sprach davon. Sie war einmal ein Zeichen des Todes. In den alten Legenden ist sie des Öfteren aufgetaucht, wenn jemand grausam bestraft wurde. Und hier ist es so weit. Da soll eine Frau sterben. Wir können zuschauen…«

Noch immer ließen wir sie reden. Ich konzentrierte mich mehr auf diese Bluthand aus dem Jenseits, während Suko sein Augenmerk auf Eileen the cat gerichtet hielt. Er wollte keine unliebsame Überraschung erleben und hielt sie unter Kontrolle.

Dass die Hand nicht in der Luft bleiben würde, war uns allen klar.

Langsam sank sie, kam näher und war immer besser zu erkennen.

Sie schwebte nicht so einfach in der Luft, denn sie stand auf einem hölzernen, floßartigen Untergrund. Wie sie dort befestigt worden war, konnten wir nicht erkennen, dafür sah ich, dass man Miriam di Carlo nicht allein gelassen hatte.

Als die Hand den Boden fast berührte, entdeckte ich auch ihre Begleiter.

Es waren vier dunkle Gestalten, die sich nur unscharf vom dunklen Untergrund abhoben.

Die Männer in Grau!

Hüter des Landes Aibon, seine Wächter, seine Aufpasser, die auch mich besucht und von der Bluthand erzählt hatten.

Ich schüttelte leicht den Kopf, denn da kam ich nicht mit. Die Männer in Grau waren gekommen, um mich zu warnen. Sie hatten nicht gewollt, dass die Hand ihre zerstörerische Kraft ausbreitete, und nun begleiteten sie diesen Gegenstand sogar?

Das war unwahrscheinlich, für mich nicht fassbar. Ich wusste einfach keine Erklärung, denn die Männer in Grau waren eigentlich Gegner dieser Hand, und jetzt sah ich sie als Begleiter?

Wie passte das zusammen?

»Da stimmt etwas nicht«, hauchte ich.

Suko hatte mich trotzdem verstanden. »Was denn?«

In zwei Sätzen hatte ich ihm von meinem Verdacht berichtet.

Er hob die Schultern. »Tut mir Leid. Da komme ich auch nicht mit. Wir müssen sehen, wie es weitergeht.«

»Sie wird sterben«, sagte Eileen.

»Halten Sie den Mund!«, fuhr ich sie an.

Sie lachte nur und wartete danach ebenso ab wie Suko und ich.

Die Hand senkte sich immer weiter dem normalen Erdboden entgegen. Es waren nur mehr einige Yards, die sie zurückzulegen hatte, um genau im Zentrum des Druidensterns zu landen.

Die sechs Terroristen schauten ebenfalls zu, ohne sich allerdings zu rühren. Sie hatten die Köpfe nur ein wenig in den Nacken gelegt oder schielten zur Seite, das war an ihren Haltungen zu erkennen.

Im nächsten Moment bekam die Bluthand Kontakt.

Sie federte auf ihrem Gestell ein wenig nach, bevor sie endgültig zur Ruhe kam und auch so still stehen blieb.

Tief holte ich Luft.

Es ärgerte mich, dass ich so hilflos war und nichts tun konnte. Die Kräfte eines anderen Landes hatten die volle Kontrolle übernommen und dabei die Menschen zu außergewöhnlichen Statisten degradiert.

»Ich werde zuschauen und mich darüber freuen, wenn die Klaue eure kleine Freundin zerquetscht«, flüsterte Eileen.

»Fragt sich nur, ob Sie dann noch leben!«, konterte daraufhin der Inspektor.

»Ich überlebe alle, denn ich habe einen großen Schutz.«

Es hatte keinen Sinn, mit dieser Frau zu diskutieren, außerdem hatte ich etwas Wichtigeres vor. Unmöglich konnte ich Miriam di Carlo, die Gefangene, in der Hand dieser verfluchten Schattenmänner lassen. Da musste etwas geschehen.

Normalerweise hätten unsere Chancen nicht gut ausgesehen, doch es gab da eine gewisse Chance, die ich nicht außer Acht lassen wollte. Und diese ausgerechnet hieß Eileen. Eileen the cat.

Sie war unsere Geisel, führte die Terroristen an und hatte sicherlich dafür gesorgt, dass der Weg zu Aibon frei wurde. Sie musste eine Beziehung zu den Vorgängen haben, und ich war gespannt darauf, ob die Männer in Grau auch sie schützen würden.

Das Gestell stand. Umrahmt wurde es von den zwei flackernden Fackeln, deren Schein auch über Miriam di Carlos Gesicht glitt, sodass ich trotz der Entfernung ihre Gefühle am Gesicht ablesen konnte. Sie hatte eine schreckliche Angst. Mit der Hand in Berührung zu kommen bedeutete ein Todesurteil, das musste auch Miriam wissen, die lange genug in der Welt zugebracht hatte.

Wie würden die Männer in Grau reagieren? Als sie mich überfielen – ob es die gleichen waren wie in meiner Wohnung, wusste ich nicht –, standen sie trotz allem auf meiner Seite.

Hier sah es so aus, als hätten sie ihre Absicht geändert, und ich fragte mich, ob es sich bei ihnen tatsächlich um die gleichen Personen handelte.

Wir würden sehen…

»Wenn ich die Finger bewege, wird sie zerquetscht!«, hörte ich das raunende Flüstern der Terroristin. »Achte darauf, Sinclair! Ich sage es dir…«

Am liebsten hätte ich ihr ins Gesicht geschlagen, aber ich beherrschte mich. In dieser Lage musste ich die Ruhe bewahren, sonst war Miriam tatsächlich verloren.

Ich dachte auch daran, dass es mir oft genug nicht gelungen war, Gefangene aus dem Würgegriff dämonischer Klauen zu befreien, und diesmal standen die Chancen auch nicht günstig.

Zwei Vorteile hatten wir allerdings. Erstens die Geisel, und zweitens hatte man uns noch nicht entdeckt, da uns der Schatten des vorgezogenen Dachs noch schützte.

Die sechs Bewacher standen da wie Zinnsoldaten. Von den Bewohnern ließ sich noch immer niemand blicken. Die Menschen hatten sich in die Häuser zurückgezogen.

Die vier Männer in Grau bildeten auf der Unterlage ein Quadrat.

Auch sie ließen sich nicht in die Karten schauen. Ein jeder von ihnen

war für eine bestimmte Aufgabe abgestellt worden, und die wurde von ihnen auch bis zur letzten Konsequenz ausgeführt.

Und dann hörten wir die Stimme. Alle vier redeten, obwohl sich ihre Stimmen vereinigten, sodass sie wie eine klangen.

»Die Beschwörung ist euch gelungen. Ihr habt herausgefunden, dass dieses Tal eine Verbindung zwischen eurer Welt und dem Lande Aibon darstellt. Die Bluthand, die lange Zeit Angst und Schrecken verbreitet hat, ist zurückgekehrt an ihren Platz, wo sie einstmals erschaffen wurde. Sie hat das Blut der Opfer ausgesaugt und es auch behalten. Der Lebenssaft steckt im Holz. Er sorgt dafür, dass die Bluthand bis in alle Ewigkeit existent bleibt. Und ihr werdet sehen, wie sie das erste Opfer seit langer Zeit auf dieser Welt wieder an sich reißt und es vernichtet. Ein Bild, das symbolisch sein soll. Wer es geschafft hat, die Bluthand magisch zu beschwören, dem gehorcht sie sklavisch und macht ihre Gebieter zu den Herren der Welt…«

Leise klang das Lachen der Terroristin. »Ihr habt es gehört«, flüsterte die Frau. »Ihr habt es genau gehört. Jetzt könnt ihr euch danach richten, ihr verdammten…«

»Seien Sie ruhig!«, befahl ich.

»Deine Stimme zittert, Sinclair. Du scheinst Angst zu haben.« Sie wollte noch etwas hinzufügen, doch Suko griff ein. Er hatte mein hartes Gesicht gesehen und ahnte, dass in mir einiges vorging.

Deshalb hob er seine Maschinenpistole an und presste den kalten Ring der Mündung in den Nacken der verbrecherischen Frau.

»Reicht das, oder soll ich abdrücken?«

»Ihr macht euch lächerlich.«

Ihre Worte hatten uns wahrscheinlich nur ablenken sollen, denn die Hand blieb nicht mehr ruhig.

Ihre vier Finger, schon leicht gekrümmt, bewegten sich weiter nach unten, um sich zur Faust zu schließen. Nur der Daumen war abgespreizt.

Auf der Straße war es still geworden. Beinahe schwer lastete das Schweigen über dem Dorf, und diese Ruhe wurde von einem stöhnenden Laut der Angst unterbrochen, den Miriam di Carlo abgab.

Sie war nicht sichtbar gefesselt, dennoch gelang es ihr nicht, sich zu bewegen. Demnach konnte sie auch nicht fliehen und musste tatenlos mit ansehen, wie sich die Finger immer mehr ihrem Körper näherten.

Ich stieß Suko an und flüsterte: »Bleib du bei ihr, ich werde hingehen.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Dann Cheerio, Selbstmörder!«, vernahm ich Eileens spöttische Bemerkung, als ich mich in Bewegung setzte und das schützende Dunkel des heruntergezogenen Dachs verließ.

Ich betrat die Straße.

Niemand kümmerte sich um mich oder wollte sich um mich kümmern. Jedenfalls ging ich den ersten Schritt, den zweiten, und ich sah auch, dass die Hand ihre Bewegung nicht gestoppt hatte.

Sie krümmte sich immer mehr zusammen.

So ging ich weiter, umschmeichelt vom flackernden Schein des Feuers, der zuckend über meinen Körper lief und mich hin und wieder blendete.

Ich beeilte mich, aus dem unmittelbaren Bereich der Fackeln zu gelangen, bevor ich mit lauter Stimme meinen Befehl über die lange Hauptstraße rief und hoffte, dass er an die richtigen Ohren gelangte.

»Wer immer ihr seid, hört auf damit! Stoppt die Hand, oder Eileen ist eine Leiche!«

***

Nach meinen Worten wurde es still. Im Fackellicht suchte ich die Hand.

Es war mir tatsächlich gelungen, einen ersten Erfolg zu erzielen.

Die Finger rührten sich nicht.

Ein Zeichen der lauernden Bewegungslosigkeit.

Ich spürte auch den feinen Schweiß auf meiner Haut. Diese Vorgänge waren auch an mir nicht spurlos vorübergegangen. Meine Aktion kostete Kraft, sie kostete Nerven, und dass wir das Spiel noch längst nicht gewonnen hatten, war mir inzwischen mit brutaler Deutlichkeit klar geworden. Aber ich hatte einen Aufschub erreicht, und ich sah, dass sich die Gefangene bewegte, denn auch sie musste durch meine Stimme aufgerüttelt worden sein.

Miriam hob den Kopf.

Es war eine langsame, zögernde Bewegung, als würde sie der Frau große Mühe bereiten. Sie schaute schließlich hoch. Da ich inzwischen näher an sie herangekommen war, konnte ich auch ihr Gesicht besser erkennen.

So etwas von Unglauben in den Zügen eines Menschen hatte ich bisher selten gesehen.

Es musste für sie auch nicht zu fassen sein, mich hier in Cockway zu sehen. Vielleicht wollte sie auch etwas fragen, aber sie war einfach zu schwach, die Worte über die Lippen zu bringen.

So konnte sie nur starren und auf mich schauen, wie ich auf der Straße stand und mich nicht rührte.

Ich hatte damit gerechnet, dass die sechs Terroristen eingreifen würden. Sie aber blieben starr. Möglicherweise standen sie unter einem hypnotischen Bann und waren nur mehr Staffage.

Dennoch fragte jemand.

Es waren die Männer in Grau. Abermals redeten sie zu viert, und wiederum kam es mir so vor, als würde nur einer sprechen. »Du bist

John Sinclair. Wir haben von dir gehört, denn in Aibon wird von dir gesprochen. Und wir haben dich nicht umsonst hergeholt.«

Ich zuckte zusammen. Hatte ich richtig gehört? Waren die vier Männer in Grau, die die Hand bewachten, etwa dieselben wie die in meiner Wohnung. So musste ich jedenfalls ihre Worte auffassen, und wahrscheinlich bemerkten sie sogar etwas von meinem Erstaunen, denn sie begannen plötzlich zu lachen.

»Die Überraschungen reißen nicht ab, Geisterjäger!«

»Das kann man wohl sagen. Weshalb habt ihr mich nicht in der Wohnung getötet?«

»Wir wollten es nicht.«

»Und weshalb nicht?«

»Das wird unser Geheimnis bleiben. Du kannst ja versuchen, es zu lösen, wir hindern dich nicht daran.«

Wie sie das sagten, ließ auf einiges schließen. Sie mussten sich ihrer Sache sicher sein, und mich hatten sie aufs Glatteis geführt. Wie dem auch sei, ich ließ mich nicht ins Bockshorn jagen und schaute, bevor ich weiter auf die Hand zuging, noch einmal zurück.

Suko hatte seinen Platz verlassen. Er stand jetzt auf der Straßenmitte, hielt mit einem Arm die Geisel fest und hatte die Maschinenpistole so angehoben, dass sich die kalte Mündung ins Kinn drückte.

Jetzt konnten auch die anderen Terroristen erkennen, in welch einer Lage sich ihre Anführerin befand. Wenn sie schlau waren, griffen sie nicht ein, denn Rücksicht konnten wir uns diesmal nicht erlauben. Hier ging es um Tod oder Leben.

Klar, es waren einfach zu viele Gegner für uns, aber wenn wir nichts unternahmen, saßen wir fest.

Und deshalb ging ich weiter.

Die Straße war nicht leer. Trotzdem kam ich mir vor wie ein Westernheld, der den schützenden Saloon verlassen hatte und einsam zum letzten Kampf schritt.

Nur ging ich nicht so steifbeinig wie die Leute im Film, meine Bewegungen waren geschmeidiger, wenn auch von einer gewissen Gespanntheit überlagert.

Die Entfernung schmolz. Ich geriet näher an den großen, grünlich leuchtenden Druidenstern heran. Mir kam es auch vor, als hätte sich die Luft verändert. Irgendwie schien sie mir klarer, reiner und besser geworden zu sein. Aibon sollte ja das Paradies sein, und hoch über mir sah ich einen Ausschnitt davon.

Jedoch ein Paradies mit Fehlern, wie ich nun wusste, denn im Garten Eden tötete man nicht.

Wieder erreichte ich den Raum zwischen zwei Fackeln. Für einen Moment wurde ich geblendet, blinzelte mit den Augen, ging weiter und erreichte den Schatten.

Nun konnte ich wieder besser sehen. Fast vor meinen Fußspitzen befand sich der Druidenstern.

Ich schaute auf die grüne Markierung. Sie sah so aus, als hätte sie sich in dem Boden festgefressen, und nur eine Armlänge entfernt sah ich auch den ersten Aufpasser.

Ich blickte in sein Gesicht!

Es war zu einer starren, bewegungslosen Maske geworden in der kein Muskel zuckte und sich nicht eine Falte bewegte. Selbst der Mund war kaum zu erkennen. Die Lippen lagen hart aufeinander, sie bildeten nur mehr einen Strich und waren ebenso von einem fahlen grünlichen Lichtschein überlagert wie auch der übrige Teil des Gesichts und die Kampfkleidung, die der Mann trug.

Dieser Druidenstern war mit der Magie des Landes Aibon ausgestattet. Davon ging ich aus.

Ich holte das Kreuz hervor. Offen hing es vor meiner Brust. Ich ging etwas zur Seite, dann wieder geradeaus und hatte schon das Innere des Druidensterns betreten.

Augenblicklich überkam mich ein seltsames Gefühl. Es war ein Kribbeln, das über meine Haut lief, mich irgendwie nervös machte, obwohl ich es nicht zu sein brauchte, da sich mein Kreuz wieder einmal auf die andere Magie einstellte und einen grünlichen Farbton annahm.

Die Kraft des Landes Aibon veränderte meinen Talisman, aber es nahm ihm nicht die Kraft. Jedenfalls hoffte ich es. Ausprobiert hatte ich es noch nicht. Auch jetzt sah ich keinen Grund, denn die sechs Terroristen griffen mich nicht an.

Sie interessierten sich überhaupt nicht für mich. Ausdruckslos blieben ihre Gesichter, und sie schauten auch starr an mir vorbei, als wäre ich gar nicht vorhanden.

Die Magie des Druidensterns blieb. Aber sie stellte sich mir nicht in den Weg, sodass ich ohne Zwischenfall das Zentrum durchschreiten konnte.

Ich erreichte den Rand. Noch einen Schritt, dann hatte ich es geschafft. Zurückschauen wollte ich nicht mehr, denn die Hand befand sich dicht vor mir.

Sie wirkte, aus der Nähe betrachtet, noch Furcht einflößender.

Eine gefährliche, hochaufgerichtete Todesfalle mit leicht gekrümmten Fingern. Sie war auch nicht so dunkel, wie ich sie in Erinnerung hatte. Das Eichenholz zeigte eine helle Maserung. Ich sah Einschüsse im Holz, die von oben nach unten liefen oder seitlich aufeinander zuführten, sich berührten und an diesen Stellen auslaufende Muster bildeten.

Obwohl die Finger aus Holz bestanden, wirkten sie überhaupt nicht steif oder knochig. Ich hatte das Gefühl, als würden sie sich leicht und

sicher bewegen können. Auch die Handfläche unterschied sich nicht von der einer normalen Menschenhand. Sie war ein wenig nach innen gedrückt, sodass sie eine kleine Mulde bildete, in der die bewegungslose und angststarre Miriam di Carlo ihren Platz gefunden hatte. Sie war nicht in der Lage, auch nur ein Wort über ihre Lippen zu bringen, doch ihre Augen erzählten genug.

Sie brachten mir Angst und Hoffnung entgegen. Miriam wusste genau, dass nur ich es war, der ihr helfen konnte.

Es fiel mir schwer, meinen Blick von ihr abzuwenden, aber ich musste jedes Detail in und auf der Hand wahrnehmen. Auch Fingernägel hatte sie. Sie hoben sich von dem dunkleren Holz der Greifer deutlich ab und schimmerten in einem hellen Ton. Aber auch die dunklen Flecken auf den Innenseiten der Finger blieben mir nicht verborgen.

Die vier Männer in Grau hatten bei ihrem Besuch den Begriff Bluthand erwähnt.

Und eine Bluthand musste sie sein, das erkannte ich an den großen Flecken auf dem Holz.

Das war Blut!

Herausgepresstes Blut der Opfer, die diese Hand sich im Laufe der Zeit geholt hatte.

Noch zwei Schritte, und ich war so weit, das waagerechte Untergestell zu betreten.

Es war sehr fest und schwankte nicht mal, als ich es mit meinem Gewicht belastete. Für einen Moment blieb ich stehen, denn die vier Männer in Grau hatten sich nicht bewegt.

Man konnte bei ihnen nicht von einer natürlichen Haltung sprechen, da sie allesamt den rechten Arm angewinkelt und die Handflächen zu mir hin gedreht hatten.

In ihnen lagen die Steine.

Zum ersten Mal sah ich sie und bekam eine Gänsehaut. Diese Steine waren brandgefährlich. Ich hatte erlebt, wie sie innerhalb eines Gedankensprunges Vampire erledigten und sie zu Staub zerfallen ließen. Mit einer mir unbekannten magischen Kraft waren sie gefüllt und sorgten dafür, dass den Männern in Grau Hindernisse aus dem Weg geräumt wurden.

Meine Sorgen wuchsen, als ich mir die Steine betrachtete. Wenn die Männer sie gegen mich einsetzten, konnte das ins Auge gehen.

Waren es tatsächlich die Gleichen wie die, die mich in meiner Wohnung besucht hatten?

Ich schaute sie mir der Reihe nach an. Unterschiede entdeckte ich nicht bei ihnen, aber ich sah sie auch nicht so wie normale Personen und so, wie ich sie eigentlich kannte.

Bei ihnen stimmten zwar die Umrisse, die eine menschliche Form

zeigten, dennoch kamen sie mir vor wie Schatten, die durch irgendeinen Umstand in feste Materie umgewandelt worden waren.

Zwangsläufig stellte sich die Frage, ob ich sie überhaupt als echt bezeichnen konnte.

Da sie mir nichts taten und es auch nicht so aussah, als wollten sie mich angreifen, nutzte ich die Gelegenheit und ging auf Miriam di Carlo zu. Meine Schritte waren zögernder geworden. Ich spürte, dass etwas passieren musste, und auch die Existenz dieser vor mir hochragenden Hand flößte eine gewisse Furcht ein.

Miriam schaute mich starr an. Ihre Lippen zitterten. Sie sah noch immer so aus wie früher. Das lange, rötlich schimmernde Haar umspielte ihren Kopf und das ebenmäßige Gesicht mit den so schönen grünen Augen, die jetzt einen traurigen Ausdruck angenommen hatten.

Mich trennten nur mehr zwei Armlängen.

Die überwand ich auch.

Und dann wollte ich Miriam anfassen.

In diesem Augenblick regten sich die Männer in Grau. Ich sah zuerst das heftige Erschrecken in Miriams Gesicht, wurde dadurch gewarnt und konnte trotzdem nichts unternehmen, denn die vier Steine griffen ein.

Aus vier verschiedenen Richtungen drangen die Strahlen auf mich zu. Es war ein scharf gebündeltes, gefährliches magisches Licht, das meinen Körper traf und ihn innerhalb einer kaum wahrnehmbaren Zeitspanne auf der Stelle bannte.

Ich konnte mich nicht mehr rühren.

Noch einmal, und zwar bei der unmittelbaren Berührung, war ich in die Höhe gezuckt, hatte den Rücken durchgebogen, aber in dieser Haltung blieb ich auch, wobei ich im Zentrum dieses magischen Lichts stand und plötzlich nicht mehr weiterwusste.

So einfach war es nicht gewesen, die junge Frau zu befreien. Sie hatten mich weit genug kommen lassen und mir erst dann ihre Stärke bewiesen.

Zwar war ich körperlich wehrlos, aber mein Gedankenapparat funktionierte. Wenn ich nicht vollständig aus dem Spiel sein wollte, musste es mir gelingen, den Bann zu lösen, der mich und auch Miriam festhielt.

Wir beide befanden uns wie auf einer Insel, in der nur unsere Gedanken zählten und alles andere zweitrangig geworden war.

Ich hörte ihre Stimme.

Es war ein Flüstern, das nur in Gedanken zu vernehmen war.

»Es ist vorbei, John. Sie haben dich. Vor der Bluthand gibt es keine Rettung…«

»Woher weißt du das?«

»Ich spüre es eben. Ich kann mich nicht mehr bewegen, und du schaffst es auch nicht. Nein, du schaffst es nicht…«

Ich kämpfte dagegen an. So einfach wollte ich nicht aufgeben.

Mein Gesicht bekam einen Film aus Schweiß, ich spürte das Zittern, als ich den Mund öffnete, um durch das Rufen der Formel den magischen Bann der Bluthand durchbrechen zu können, als mich die Gewalten der uralten Druidenkraft voll packten und mich zu einem regelrechten Spielball degradierten. Ich wurde vom Boden hochgerissen und konnte auch nichts daran ändern, als mich die Kraft genau auf die Bluthand zuschleuderte.

Im ersten Moment hatte ich gedacht, gegen Miriam gestoßen zu werden, ich bekam im letzten Moment eine andere Richtung, sah nur mehr ihr erschrecktes, angsterfülltes Gesicht, wurde gedreht und schlug voll mit dem Rücken gegen die Innenfläche der Holzhand.

Es war ein Hieb wie mit dem Hammer. Nach diesem Schlag gegen den Kopf verlor ich die Übersicht, aber das ging vorbei.

Als ich wieder klar denken konnte, wusste ich auch, wo ich mich befand. An der Bluthand und neben Miriam di Carlo.

Mein rechter berührte sich mit ihrem linken Arm. Ich spürte die Körperwärme dieser Frau, hörte auch ihr leises Schluchzen und ebenfalls die gehauchten Worte.

»Der Weg von Aibon ist frei geworden. Sie haben eine verdammte Verbindung erschaffen, und wir können nichts dagegen unternehmen. Überhaupt nichts, John, auch du nicht durch dein Kreuz. Aibon ist eben zu stark und mächtig. Es ist so grausam geworden.«

Nach diesen Worten schwieg sie. Ich vernahm ihr leises Weinen.

Dafür war ein anderes Geräusch lauter.

Nicht Miriam di Carlo hatte es ausgestoßen, es war über unseren Köpfen erklungen.

Ein Knirschen und Brechen, vermischt mit einem seltsamen Brausen, das auch meine Ohren erreichte.

Das Gefühl der Unsicherheit in mir verstärkte sich. Noch konnte ich den Kopf bewegen, legte ihn ein wenig zur Seite und schielte mit einem Auge in die Höhe.

Was ich zuerst nur gehört hatte, sah ich nun. Die Finger der Hand senkten sich allmählich tiefer.

Nicht nur ein Opfer wollten sie, gleich zwei…

***

Eileen the cat hatte ihren Spaß. Sie und Suko mussten mit ansehen, wie der Geisterjäger John Sinclair vorging und sich dann in der Falle der Bluthand verfing.

Als das grüne Strahlen aufflammte, wusste der Inspektor endgültig Bescheid. John war in das magische Druidennetz des Landes Aibon

voll hineingelaufen und zu einem Gefangenen geworden, den es nicht mehr losließ. Er stand neben Miriam di Carlo auf einer gefährlichen, tödlichen Insel und konnte selbst aus dieser Entfernung zuschauen, wie sich die Finger bewegten und langsam zur Faust schlossen.

Sie würde die beiden zerquetschen.

Über Sukos Nacken rann eine Gänsehaut, und er überlegte, ob der Geisterjäger überhaupt eine Chance hatte?

Miriam di Carlo hatte sie nicht. Und John? Er besaß sein Kreuz, aber Suko hatte erlebt, dass es der Druiden-Magie schon gelungen war, es zu manipulieren und es in einen Zustand zu versetzen, wo es überhaupt nicht mehr reagierte.

Das musste jetzt wieder der Fall sein.

Der Chinese handelte praktisch. Ohne Eileen loszulassen, zog er sich zurück. Er hatte die Frau in einen harten Griff genommen. Sein linker Arm war mit einer Klammer zu vergleichen, die Eileens Kehle umspannte, und er ließ sie auch nicht los, als er sie zurück und in den großen Raum der Gaststätte hineinzog, wo sie den Augen der anderen entschwunden waren.

Hier atmete Suko auf. »Keinen Laut«, wandte er sich an die Terroristin. »Wenn ich nur einen Warnschrei höre, ist es vorbei. Ich schieße sofort.«

Sie versteifte noch mehr in seinem Griff. Suko spürte, dass sie etwas sagen wollte, deshalb lockerte er ein wenig den Griff.

»Das überlebst du nicht, Bulle! Du nicht. Ich garantiere es dir!«

»Abwarten!«

Kaum hatte Suko das Wort gesagt, als er Stimmen hörte. Auf der Straße waren sie aufgeklungen. Raue Männerkehlen schrien sich Befehle zu, und Suko wusste genau, was geschehen war, auch ohne einen Blick aus dem Fenster geworfen zu haben.

Die sechs Terroristen waren aus ihrer Starre erwacht. Wahrscheinlich hatten sie den Befehl bekommen, sich nun um ihre Anführerin zu kümmern. Eileen the cat musste ähnlich denken, das schloss Suko aus ihrem Lachen.

Er ließ sie los, war mit einer geschmeidigen Bewegung vor ihr und fragte nach dem Hinterausgang.

»Den gibt's«, sagte sie.

»Dann nichts wie hin.«

»Wieso? Ich…«

»Los, verdammt!«

Eileen schaute in die Augen des Chinesen und nickte bedächtig.

»Schon gut, Chink, schon gut. Ich tu dir den Gefallen und gehe mit dir. Aber wehe dir…«

»Los!« Der Inspektor stieß sie mit der MPi an. Eileen drehte sich um. Mit hastigen Schritten durchquerte sie den Raum, ging an dem Tresen

vorbei, erreichte einen schmalen Durchgang, und Suko, der über ihre Schulter schaute, sah die Umrisse einer Tür.

»Wo führt der Weg hin?«, fragte er.

»In eine Wohnung.«

»Ist sie belegt?«

Eine Antwort bekam er nicht, denn die Frau drückte die Tür auf.

Dahinter sah Suko ein Zimmer, und es war auch eingerichtet, denn alte Möbel standen an den Wänden.

Auf einer Couch saßen drei Menschen.

Ein Mann, eine Frau und ein Kind. Sie waren nicht gefesselt, aber die rührten sich auch nicht vom Fleck, denn sie hatten furchtbare Angst. Suko erkannte die blassen, erstarrt wirkenden Gesichter im Schein einer blakenden Tischleuchte, und er sah auch den gequälten Ausdruck, der sich um die Lippen gelegt hatte.

Und dann peitschten die Schüsse.

So überraschend, dass die Frau auf der Couch aufschrie, halb hochsprang und im nächsten Augenblick die Hände auf den Mund presste, aus Angst, etwas Falsches getan zu haben.

Der Mann zog sie wieder zurück, und Suko wandte sich an die beiden. »Hören Sie zu. Auf den Boden, nur auf den Boden. Gehen Sie in Deckung! Ich will nichts von Ihnen.«

Die beiden Erwachsenen hatten verstanden und nickten. Der Junge aber rief Suko etwas zu.

Er redete gälisch. Suko verstand die Worte zwar nicht, er ahnte jedoch, was sie zu bedeuten hatten.

Und er reagierte richtig. Mit einem Satz sprang er nach hinten, drehte sich dabei, und so wurde er von dem schweren Gegenstand nur gestreift, mit dem sich die Terroristin bewaffnet hatte. Es war ihr gelungen, einen schweren Kerzenständer in die Höhe zu wuchten. An der Brust- und Hüftseite wurde Suko berührt, verspürte auch den plötzlichen Schmerz, aber der brachte ihn nicht um oder behinderte ihn in seinen Aktionen.

Im Gegenteil, er machte ihn wütend. Dieses Weib wollte einfach nicht aufgeben, und der Chinese sorgte dafür, dass sie die Quittung bekam. Der Tritt erwischte sie, als sie noch nach vorn taumelte. Er schmetterte sie auch zu Boden, aber dieses Weib war durch eine harte Schule gegangen. Es rollte sich herum, kam auch wieder hoch, schrie dabei wütend und sah dann etwas Schwarzes auf sich zurasen.

Es war der Waffenlauf.

Kopf und Lauf prallten zusammen, an der Aufschlagseite platzte die Haut, die Bewegung der Terroristin erstarrte, und einen Moment später sackte sie vor den Füßen des Inspektors zusammen.

Regungslos blieb sie liegen.

»Ist sie tot?« Der Junge hatte gefragt, jetzt in der Sprache, die auch

Suko verstand.

»Nein, nur bewusstlos.«

Er hörte gleich darauf die Schüsse. Sie klangen verflucht nah.

Suko rechnete damit, dass die anderen bereits im Gasthaus waren.

»Schließen Sie sich irgendwo ein«, wandte er sich an die Familie.

»Beeilen Sie sich aber. Haben Sie so einen Raum?«

Im Hochkommen sagte der Mann: »Die Abstellkammer.«

»Ja, das ist gut.«

Es gab zum Glück eine zweite Tür, durch die die Menschen fliehen konnten. Suko wartete so lange, bis sie nicht mehr zu sehen waren, und wandte sich dem anderen Ausgang zu.

Dahinter hörte er die Schritte. Sie waren lauter geworden. Die Terroristen mussten verdammt nahe sein. Seiner Schätzung nach würde es nur Sekunden dauern, bis sie die Tür erreicht und auch geöffnet hatten.

Dem kam Suko zuvor.

Er riss die Tür nach innen. Während sie sich noch in Bewegung befand, sprang der Inspektor in den toten Winkel rechts daneben, sodass er von einem Eintretenden nicht entdeckt werden konnte.

Und der Typ kam. Er war entweder von sich überzeugt oder lebensmüde. Jedenfalls taumelte er über die Schwelle und tat rein nichts, um sich eine Deckung zu verschaffen.

Für Suko wurde er eine leichte Beute.

Wieder benutzte der Inspektor die MPi als Schlagwaffe. Der Lauf traf den Nacken des Vorstürmenden, und der Mann konnte sich nicht mehr halten. Er stolperte noch zwei Schritte, bevor ihm die Beine wegknickten und er auf den Bauch fiel.

Mit seinem Scheitel berührte er fast noch die Stiefelsohlen der bewusstlosen Eileen.

Zwei Sekunden geschah nichts. Es herrschte eine unnatürliche Ruhe. Suko stand noch immer mit dem Rücken an der Wand und wartete ab.

Das Schießen war verstummt. Es hörte sich an, als hätten die Terroristen den Gastraum verlassen, aber das schien auch nur so, denn wenig später vernahm Suko ein Flüstern, dann vorsichtige Schritte, deren Geräusche durch den Gang und die offene Tür drangen.

Dann kam jemand.

Jetzt ärgerte sich der Chinese, dass er die Tür nicht geschlossen hatte. Der andere konnte in den Raum schauen und musste zwangsläufig die beiden Bewusstlosen sehen.

Die Schritte verstummten, kaum dass sich Suko mit diesem Gedanken beschäftigt hatte. Er vernahm ein Schnauben, es konnte auch von einem heftigen Atemzug stammen. Er wollte ebenfalls nicht länger bewegungslos an der Wand stehen, deshalb schob er sich ein wenig vor und peilte um die seitliche Türfassung.

Sein Blick fiel auf einen Mann in Kampfkleidung, der unschlüssig etwa zwei Körperlängen entfernt stand und plötzlich zusammenzuckte, als er Suko entdeckte.

Sofort riss er die Waffe hoch und schoss.

Suko sah noch für einen Moment das böse irrlichternde Mündungsfeuer vor dem Lauf, warf sich sofort zurück, ging zu Boden und sah, als er auf dem Rücken lag, dass an der Türseite das Holz von der Kugelgarbe zerfetzt wurde und ihm als Splitterregen entgegenflog.

Suko rollte sich weiter. Die Maschinenpistole hielt er dabei mit beiden Händen fest. Sein Zeigefinger lag am Abzug, und das war gut, denn der Terrorist kannte keine Rücksicht mehr.

Er wollte töten und dachte nicht an sein eigenes Leben. Schießend stürzte er in den Raum.

Er wirkte dabei wie ein aus der Hölle entsprungener Teufel. In das Krachen der Schüsse fielen seine Schreie, und als er die MPi schwenkte, geriet Suko in höchste Lebensgefahr.

Er hatte hinter einem Tisch eine provisorische Deckung gefunden.

Jetzt schoss er zurück.

Gezielt!

Und er traf.

Im Kreuzfeuer der Geschossgarben bäumte sich der Verbrecher auf. Plötzlich schleuderte er die Arme hoch und warf seine MPi in einem von ihm nicht gewollten Reflex so weit fort, dass sie gegen die Decke krachte und dann nach unten fiel.

Sie prallte genau auf den Rücken eines bäuchlings am Boden liegenden Toten.

Ruhe kehrte ein.

Es roch nach Pulverdampf, Öl und Schweiß, aber auch nach Tod.

Suko stand auf und blieb gebückt sowie sprungbereit. Eine Hölle lag hinter ihm. Sie hatte zwar nur Sekunden gedauert, aber Nerven gekostet. So etwas steckte auch Suko nicht so einfach weg.

Sechs Terroristen hatte er gezählt, ohne Eileen the cat. Zwei hatte Suko ausschalten können. Der eine lebte nicht mehr, der andere war bewusstlos, wie auch die Anführerin.

Blieben noch vier.

Sie hielten sich irgendwo verborgen. Das brauchte nicht einmal im Haus zu sein, sie konnten ebenso den taktischen Rückzug angetreten haben und auf der Straße lauern.

Bevor sich Suko auf die Suche machte, entlud er die Waffen der Bewusstlosen und schleuderte die Munition dorthin, wo sie nicht so schnell gefunden werden konnte.

Hinter den kleinen Fenstern sah er keine Bewegungen. Die anderen hielten sich in Deckung. Wahrscheinlich warteten sie darauf, dass sich Suko eine Blöße gab.

Und er musste aus diesem Haus. Sein Freund John Sinclair schwebte in Gefahr. Die Hand hatte sich in Bewegung gesetzt, um sich zur Faust zu schließen. Von den anderen war sicherlich keiner da, der dem Geisterjäger geholfen hätte.

Da momentan Ruhe herrschte und auch nichts darauf hinwies, dass sich dieser Zustand in den nächsten Sekunden ändern würde, riskierte Suko es und ging zu der Familie, die sich im Abstellraum verborgen hatte. Als Suko die Tür öffnete, schaute er in die erschreckten Gesichter, die sich aus dem Düstern hervorschälten.

»Keine Panik, Freunde«, flüsterte der Inspektor. »Ich habe alle bis jetzt unter Kontrolle.«

»Hat es Tote gegeben?«, fragte der Mann.

»Leider musste ich einen Terroristen erschießen. Er oder ich. Aber deshalb bin ich nicht zu Ihnen gekommen. Ich kenne das Haus nicht. Wie sieht es aus? Welchen zweiten Eingang oder Ausgang gibt es noch? Außerdem interessiert mich, wo er liegt.«

Der Wirt schaute seine Frau an. Die gab auch Antwort. »Sie können in den Hof gelangen.«

»Wie?«

»Soll ich es Ihnen zeigen?«

»Nein, nein«, wehrte Suko hastig ab. »Um Himmels willen! Nicht auf diese Art und Weise. Irgendwo lauern noch genug Typen, die mich umlegen wollen. Ich will Sie nicht in Gefahr bringen. Sie brauchen mir den Weg nur zu erklären.«

»Dazu müssen Sie wieder in den Gastraum.«

»Und dann?«

Suko bekam eine Beschreibung. Er hatte die zweite Tür, von der die Rede war, bei seinem ersten Eintreten überhaupt nicht gesehen.

So zog er sich zurück, nicht ohne den anderen noch einmal eingeschärft zu haben, wie sehr sie auf der Hut sein mussten und sich um jeden Preis ruhig verhalten sollten.

Die Familie versprach es.

Die beiden Bewusstlosen regten sich nicht, als Suko sie passierte.

Er hatte so dosiert zugeschlagen, dass sie mindestens für eine Stunde im Reich der Träume liegen blieben.

Die zweite Tür entdeckte Suko sofort. Er zog sie behutsam auf, schaute in einen düsteren Gang, in dem es seiner Ansicht nach zu viele Schattenstellen gab, was ihm überhaupt nicht gefiel.

Dennoch musste er durch.

Suko ging so lautlos wie möglich. Leider bestand der Boden aus Holz. Fliegen konnte der Inspektor nicht. Oft genug bewegten sich unter dem Gewicht seines Körpers die Bohlen und gaben ächzende Geräusche ab, die in der Stille überlaut klangen.

Um besser sehen zu können, schaltete der Inspektor seine kleine

Lampe ein. Er sah mehrere Türen, orientierte sich kurz, zuckte zusammen, weil ihn ein von der Decke herabhängendes Spinnennetz im Gesicht streifte, dann entdeckte er die Hintertür.

Die Tür war nicht verschlossen. In diesem Ort vertraute der eine Nachbar noch dem anderen.

Suko schob sich durch den Spalt. Nach der Hitze des Gefechts tat ihm die Kühle der Nacht besonders gut. Sie streifte seine Wangen, und Suko hörte auch ein leises Klappern. Es klang sehr gleichförmig, für ihn lag der Grund auf der Hand. Irgendwo bewegte der Wind einen Gegenstand in die immer gleiche Richtung.

Der Hinterhof war nicht groß. Er besaß eine Mauer als Grenze, die Suko überklettern musste.

So lautlos wie möglich stieg er darüber hinweg. An der anderen Seite ließ er sich nach unten gleiten, stand auf dem weichen Untergrund eines Wiesenbodens und schaute in Richtung Straße, denn der Widerschein der flackernden Fackeln fiel durch die Lücken zwischen den weiter auseinander stehenden Häusern.

Die Bäume malten sich nur mehr als skurrile Gebilde ab. Ihre Zweige und Äste wirkten wie greiffertige Arme, unter die Suko mit langen, möglichst lautlosen Schritten weghuschte.

Eine Gasse schluckte ihn.

Rechts und links wuchsen die Hauswände in die Höhe. In der Gasse stand noch ein Leiterwagen. Sein Ende bildete mit dem des Durchgangs eine Linie.

Suko erreichte ihn und blieb für einen Moment in seiner Deckung, bevor er sich weiterschob.

An den Rädern des Wagens schlich er vorbei, bis er die Deichsel erreichte, dort in die Hocke ging und mit dem Schatten des abgestellten Wagens verschmolz.

Suko schaute auf die Straße.

Einsam und verlassen lag sie im Licht der qualmenden Fackeln.

Von seinem Freund John konnte der Chinese nichts sehen, aber auch die Terroristen zeigten sich nicht.

Erst nach einigen Sekunden fiel Suko das Geräusch auf, das sich ständig wiederholte, wenn auch in unregelmäßigen Abständen. Er kam von der linken Seite, genau dort, wo auch der Geisterjäger und die Frau gefahren sein mussten.

Was tat sich da?

Der Chinese wollte es besser erkennen und schob sich behutsam vor. Er erreichte die Grenze, blickte nach links und sah die Straße hinab.

Am liebsten wäre er aufgesprungen und auf die Hand zugerannt, aber er wusste, dass seine Gegner darauf nur warteten, obwohl sie sich nicht zeigten. Sicher rechneten sie damit, dass der eine den anderen nicht im Stich ließ, aber Suko konnte einfach nichts unternehmen.

Und die Hand bewegte sich.

Es sah schlimm aus, wie die Finger immer weiter nach unten wanderten. Bei jeder Bewegung der hölzernen Knochen knackten die Finger.

Nicht weit von der Hand entfernt brannten zwei Fackeln. Ihr Licht reichte aus, um auch die dunklen Flecken auf dem Holz erkennen zu können. Suko rechnete damit, dass es sich dabei nur um Blut handeln konnte. Das ausgeschwitzte Blut der Opfer…

Er schüttelte sich, holte tief Luft und sah auch den grünen Schein auf der Brust des Geisterjägers. Von dessen Gesicht war nichts zu erkennen, es lag ebenso wie das von Miriam di Carlo bereits im Schatten der sich senkenden Finger.

Wenn sich die Hand weiterhin so schloss, konnte sich Suko leicht ausrechnen, wann die beiden Gefangenen erwischt wurden.

Und das wollte er verhindern.

Auch Johns Kreuz hatte reagiert. Der Chinese konnte zwar nicht dessen genaue Umrisse erkennen, aber er sah den grünen Schein, der von ihm abgegeben wurde.

Ein Beweis dafür, wie stark die Magie der Druiden hier einwirkte.

Aibon konnte das Kreuz zwar nicht zerstören, es jedoch manipulieren und für seine Zwecke einsetzen. Dagegen richtete auch dessen Träger oder Besitzer nichts aus.

Wie sollte er John helfen?

Die Straße lag in einer unnatürlichen Ruhe. Der Druidenstern leuchtete in einem schwachen Grün. Dieser fahle Schein vermischte sich mit dem des Feuers.

Auch Schatten wurden produziert. Nur nicht die der Menschen, die Suko suchte.

Um zu John Sinclair zu gelangen, musste er eine freie Strecke überwinden. Auch wenn er Zickzack lief, würden ihn die Kugelgarben der Terroristen immer erwischen. Hinzu kamen noch die vier Männer in Grau, die die Hand bewachten.

Es sah nicht gut aus.

Die Möglichkeit, hinter den Häusern herzulaufen und in den Rücken des Geisterjägers zu gelangen, bestand natürlich auch, aber das hätte zuviel Zeit gekostet.

Da gab es an sich nur eine Chance.

Der Wagen hinter ihm.

Suko schaute ihn sich an. Die vier Holzwände über den Rädern waren stabil und hielten sicherlich auch Kugeln ab. Er gab also Deckung.

Es war riskant, aber Suko musste einfach alles auf eine Karte setzen. Er huschte einige Schritte zurück, hatte das Ende des Wagens erreicht und stemmte sich gegen ihn.

Knirschend setzten sich die relativ großen Räder in Bewegung.
Der Wagen rumpelte, verließ den Raum zwischen den beiden Häusern und erreichte die Straße.
Suko blieb an seiner rechten Seite in Deckung. Er wartete darauf, dass sich etwas tat, rechnete mit den ersten Schüssen, aber seine Feinde hielten sich noch zurück.
Erst als Suko die Straßenmitte erreicht hatte und den Wagen drehte, da war es aus mit der Stille.
Plötzlich musste der Chinese den Kopf einziehen, denn erste Kugelgarben zerrissen mit ihren knatternden Detonationen die Stille…

***

Und wir waren gefangen!
Weder Miriam di Carlo noch ich hatten eine Chance, aus eigener Kraft von dieser Hand loszukommen. Ich spürte Miriam neben mir und hörte auch ihre flüsternde Stimme.
»Hast du Angst, John?«
»Ja.«
Sie lachte leise auf. »Ich ebenfalls. Nie hätte ich gedacht, dass wir einmal gemeinsam sterben würden. Nie hätte ich das für möglich gehalten…«
»Noch leben wir.«
»Kannst du rechnen?«
»Weshalb? Ich…«
»Jede Fingerkrümmung bringt uns dem Tod näher. Jetzt wieder, John. Hörst du es?«
Ja, verdammt, ich hörte es. Und wie ich es hörte. Doppelt oder dreifach so laut, weil wir uns in unmittelbarer Nähe befanden.
Dieses widerliche Fingerknacken und auch -krümmen war einfach furchtbar, und ich merkte den Schauer, der sich auf meinem Rücken gebildet hatte und einfach nicht weghuschen wollte.
Unsere Sicht war noch nicht eingeschränkt. Bisher standen die Finger waagerecht über uns, dennoch war es nur eine Frage der Zeit, bis wir von der Straße nichts mehr sehen konnten.
Einer Straße, die wie leergefegt wirkte, denn auch die sechs Terroristen waren verschwunden. Wir hatten zudem Schüsse vernommen. Salven von Maschinenpistolen. Hin und wieder hatten die Mündungsfeuer fahl geleuchtet, und ich wusste auch, dass mein Freund Suko in diesen heißen Kampf verwickelt war. Ob es einen Sieger gegeben hatte, wusste ich nicht. Von Suko und seinen Gegnern hatte ich nach dem Kampf ebenso wenig etwas gesehen wie von den übrigen Bewohnern des Hauses.
Jetzt herrschte Ruhe.
Bis auf dieses verdammte Knacken, das ich abermals hörte, als sich

einer der Finger krümmte. Dieses widerliche Geräusch verursachte bei mir eine Gänsehaut nach der anderen. Jede Fingerkrümmung brachte uns einem schrecklichen Ende näher.

»Ob dein Freund noch lebt?« Miriams Stimme klang leise, ohne Modulation.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, aus welchem Grunde man uns töten will. Sind wir so große Gegner dieses Druidenreichs? Ich für meinen Teil eventuell, wenn ich an Guywano denke, aber du doch nicht, Miriam. Du bist in dieses Paradies eingegangen, man hat dich geholt…«

»Es ist nicht immer ein Paradies. Zudem hatte ich Sehnsucht, wieder in die normale Welt zurückzukommen.«

»Da bist du jetzt«, sagte ich bitter.

»Leider, und die Männer in Grau haben es geschafft. Die Terroristen nahmen Kontakt auf, und diese finsteren Gestalten hatten nichts anderes zu tun, als die Bluthand in die Welt zu schicken, die uns den Tod bringen soll.«

»Mich haben die Männer in Grau gewarnt, sogar am Leben gelassen, obwohl sie mich in meiner Wohnung hätten töten können. Das begreife ich einfach nicht.«

Diesmal folgte ein zweimaliges Knacken dicht hintereinander.

Wieder hörte es sich an, als würden Knochen gebrochen, und zum ersten Mal sah ich die Schatten der Finger. Sie fielen wie eine schmale Decke von oben herab in meinen Sichtbereich und engten ihn bereits ein wenig ein.

Auch meiner Leidensgenossin war dies aufgefallen. »Bald haben sie uns«, hauchte sie.

»Was geschieht genau?«

»Willst du das wirklich wissen?«

»Ja.«

»Die Finger werden bis zum unteren Ende des Ballens durchgestreckt. Dann schieben sie sich nach innen, auf uns zu, und wenn sie uns berührt haben, werden sie uns in das Holz hineinpressen. Wir werden zu einem Bestandteil der Hand. Unsere Adern können dem Druck nicht standhalten, sie platzen, das Blut wird aus ihnen heraustreten, das Holz nässen und von seiner Maserung aufgesaugt werden. Wir sterben so qualvoll, wie man es kaum beschreiben kann. Auch ich habe eine schreckliche Angst, aber ich kann nichts daran ändern. Auch du wirst es nicht können, obwohl du dein Kreuz trägst.«

»Ich habe es nicht aktiviert.«

»Dann mach es.«

»Sicher. Nur sagt mir die Erfahrung, dass es kaum etwas nutzen wird. Die Magie der Druiden ist einfach zu stark. Aibon hat richtig zugeschlagen. Dieses Land saugt die Magie des Kreuzes auf. Sie pufft

praktisch ins Leere, und das gefällt mir überhaupt nicht, wie du dir vorstellen kannst. Es ist schlecht. Zusammengefasst kann ich nur sagen, dass mein Kreuz versagen wird.«

»Wer kann uns dann helfen?«

»Keine Ahnung.«

Ein erneutes Knacken ließ uns ruhig werden. Diesmal bewegte sich nicht nur ein Finger. Vier von ihnen senkten sich weiter dem Boden entgegen und standen bereits nach innen gerichtet, sodass ihre Nägel schon auf die Handflächen zeigten.

»Sterben muss schlimm sein!«, flüsterte Miriam, »der Tod ist es wohl nicht. Nur das Sterben…«

Ich konnte ihre pessimistischen Gedankengänge gut verstehen, auch wenn ich nicht so dachte. Bisher hatte ich immer eine Chance gesehen, auch hier wollte ich etwas erreichen.

Okay, die Aktivierung war fraglich, dennoch wollte ich wissen, ob mein Kreuz die Magie der Druiden nicht wenigstens lockern konnte.

Deshalb sprach ich die Formel, auch wenn ich zuvor noch anders gedacht hatte.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Die Erde soll das Unheil halten, das Heil soll hier bleiben. So ungefähr lautete die Übersetzung.

Und es tat sich etwas!

Ich hörte Miriam überrascht aufschreien. Sekundenlang erhellte sich die Umgebung. Wir waren eingehüllt in einen grünsilbrigen Schein, durch den ich schauen konnte.

Die Glaskugel am Himmel schien zerspringen zu wollen, ich schaute in eine endlose Welt, obwohl sich über mir die Finger der Hand befanden, sah geistförmige Gestalten, die mich an die Erzengel erinnerten, und so etwas wie Hoffnung keimte in mir hoch.

Sie zerbrach wie das Licht.

Aibon war stärker, das Kreuz konnte die Magie dieses Druidenreichs nicht durchbrechen. Die Grenzen des Landes hielten eisern, und ich hatte den Kampf verloren.

Es war wieder so wie zuvor. Nein, etwas hatte sich doch verändert. Unser Sichtbereich war noch weiter eingeschränkt worden, und die vier Männer in Grau, die auf der Unterlage standen, hatten ihre Körper zur Seite gedreht und schauten uns an.

Es waren harte Blicke aus schwammigen, kaum sichtbaren Augen.

Diese vier wollten die Vernichtung, und die grausame Folter ging weiter, denn die Hand senkte sich tiefer.

»Niemand wird uns helfen!«, hauchte Miriam.

»Auch der Flötenspieler nicht?«

Scharf stieß die Frau den Atem aus. »Du… du kennst ihn?«, fragte sie.

»Ja.«
»Wann hast du ihn gesehen?«
»Auf dem Weg nach Cockway.«
»Er hat auch mich in die Falle gelockt. Ich bin seiner Melodie gefolgt und erreichte mein Ziel, das sich als die Bluthand aus dem Jenseits darstellte.«
»Wer ist dieser Flötenspieler?«
»Man nennt ihn den roten Ryan.«
»Und wieso?«
»Der Legende nach ist er der Beschützer der Erdgeister. Man kann ihn auch als eine Institution bezeichnen. Der rote Ryan ist ein Machtfaktor. Er weiß über alles Bescheid, ihm gehorchen die Elfen, die Feen und die Trolle…«
»Das gibt es bei euch?«, fragte ich staunend.
»Ja, wir sind das Land der Legenden. Bei uns werden Märchen wahr. Aber wie in jedem Märchen gibt es Gut und Böse…«
»Wer ist der rote Ryan?«
»Er steht über oder zwischen den Dingen. Mal tendiert er zu der einen, dann wieder zu der anderen Seite.«
»Er ist also gefährlich?«
»So kann man es… John!«, rief sie plötzlich. »Was ist da los? Schau dir die vier Männer in Grau an…«
In der Tat änderte sich etwas bei ihnen. Es waren ihre Hände, mit denen sie die Steine hielten. Diese Waffen, die ich kannte, strahlten plötzlich auf. Aber nicht in unsere Richtung wiesen die Strahlen, sondern an uns vorbei, in die Leere des Raumes.
Nicht ganz, denn soeben noch konnte ich eines der Ziele erkennen, das von den Strahlen erfasst worden war.
Es war ein Mann in Grau!
Wenn ich überlegte und hochrechnete, musste es einfach so sein, dass auch die anderen drei Strahlen ihre Ziele getroffen hatten. Und wahrscheinlich ebenfalls die Grauen.
Dann waren es jetzt acht.
Ich verstand immer weniger. Dafür setzte Miriam zu einer Erklärung an, die letztendlich keine war, denn sie sagte: »Ich glaube, John, jetzt passiert etwas…«
Davon ging auch ich aus.
Nun geschahen zwei Dinge zugleich. Irgendetwas musste vor uns auf der Straße laufen, denn plötzlich knatterten Schüsse auf.
Gleichzeitig fielen die vier Finger mit einem so heftigen Druck nach unten, dass die Spitzen den Untergrund beinahe berührten.
Wir waren noch immer wehrlos. Ich starrte auf die Innenseiten der hölzernen Finger. Trotz des schlechten Lichts erkannte ich die Maserung und bekam auch mit, wie die Holzhaut an einigen Stellen

aufplatzte.

Hervor quoll – Blut…

***

Kaum waren die ersten Schüsse aufgeklungen, als Suko den Wagen stoppte und sich flach auf den Boden warf. Die Maschinenpistole hielt er dabei im Anschlag, schaute unter dem hochrädrigen Wagen hindurch und entdeckte seine Ziele.

Sie lagen höher als er.

Die letzten Gegner befanden sich zum Glück alle vor ihm. Sie hatten sich in den umliegenden Häusern verschanzt, dort die oberen Etagen »geentert« und die Fenster geöffnet, aus denen sie schräg nach unten feuerten. Sie erwischten auch die Straße, auf der die Kugelgarben tanzten und ihre langen Geschossbahnen zogen.

Staub und Dreck flogen in die Höhe. Kleine Wolken entstanden.

Auch der Wagen wurde getroffen.

Suko hörte die Einschläge der Geschosse. Das Gefährt schwankte, wurde durchgeschüttelt, hielt aber stand.

Der Inspektor hatte die Beine angezogen. Er sah auch den grünen Schimmer, der aus den Händen der vier Wächter in den Himmel stieß und dort nach Zielen tastete.

Darauf konnte Suko nicht achten. Es musste ihm gelingen, Sieger zu bleiben.

Er schoss zurück.

Zuerst nahm er sich die rechte Seite vor. Im Liegen kantete er die Waffe, damit der Lauf schräg in die Höhe wies, und als Suko zurückfeuerte, bewegte sich die MPi in seinen Händen.

Noch schneller tanzten die Geschosse an den Hauswänden entlang. Er hoffte nur, dass keine Menschen an den Fenstern standen, aber so dumm würden sie wohl nicht sein.

In die Echos der Schüsse hinein vernahm Suko das Platzen der Fensterscheiben, sah ebenfalls Mündungsfeuer und hörte plötzlich einen furchtbaren Schrei.

Im nächsten Augenblick löste sich aus einem der Fenster an der rechten Seite eine Gestalt. Es sah so aus, als wollte sie springen, doch zuerst fiel die Waffe nach unten, dann folgte der Körper, der schwer auf die Straße schlug.

Verkrümmt blieb er liegen.

Feuerpause.

Auf Sukos Stirn hatte sich der Schweiß mit dem Dreck vermischt.

Der Inspektor atmete durch den Mund. Er drückte sich ein wenig zurück und wunderte sich darüber, dass die anderen drei nicht mehr schossen.

Hatte dies einen Grund?

Noch immer blieb Suko auf dem Boden liegen. Der Wagen war von mehreren Geschossen getroffen worden und sah dementsprechend aus. Ein Teil der Deichsel sah aus wie abgehackt. Überall lagen die Splitter verteilt. Sogar ein Rad hatten die Kugeln zerstört.

Und jetzt diese unnatürliche Ruhe!

Das begriff Suko nicht.

Nachdem einige Sekunden verlaufen waren und Suko noch immer in dieser provisorischen Deckung lag, wollte er sehen, was sich weiterhin abspielte. Deshalb drückte er seinen Oberkörper vorsichtig in die Höhe, denn er wollte über den Rand des Wagens hinwegpeilen.

Die MPi hatte er gekantet. Der Lauf zeigte in den grünlichen Himmel, dennoch war Suko bereit, sie sofort wieder zu senken, um blitzschnell feuern zu können.

Der Tote war fast in den Druidenstern gefallen. An seinem Rand lag der verkrümmte Körper.

Und im Stern tat sich etwas.

Die Strahlen der vier Wächter zielten dabei nach wie vor in vier verschiedene Richtungen und hatten auch Gestalten erfasst.

Ebenfalls vier Wächter!

Männer in Grau, die in der Luft schwebten und sich nicht rührten.

Doch die wahren Dinge spielten sich innerhalb des Druidensterns ab.

Dort wölkte zunächst grünweißer Rauch hervor, verteilte sich über der Zeichnung und war eigentlich nicht mehr als ein Deckmantel für eine Gestalt, die aus der Erde und inmitten des Zentrums dieses geheimnisvollen Druidensterns stieg.

Suko wollte seinen Augen kaum trauen, denn er kannte die Gestalt. Er hatte sie schon gesehen. Zusammen mit seinem Freund John Sinclair, als sie auf der Fahrt nach Cockway pausierten.

Es war der Flötenspieler!

***

Suko wusste nicht, dass er der rote Ryan genannt wurde, doch verändert hatte er sich nicht. Nach wie vor trug er die bunte Kleidung, auch den Schlapphut. Es sah so aus, als würde er von unten geschoben und immer höher gedrückt, bis auch seine Füße zu sehen waren und er inmitten der beiden Dreiecke stehen blieb.

Wie ein Denkmal wirkte er in diesen Augenblicken. Wieder war von seinem Gesicht kaum etwas zu sehen. Dafür winkelte er die Hand an, hob sie gleichzeitig hoch und setzte das Mundstück der geheimnisvollen Flöte an seine Lippen.

Er spielte.

Selbst Suko ließ sich von dieser Melodie anmachen oder faszinieren. Der Inspektor blieb nicht mehr hinter seiner provisorischen Deckung, er schraubte seinen Oberkörper in die Höhe, schaute nach vorn und

richtete seinen Blick auf den Flötenspieler.

Die Melodien, durchsetzt mit für menschliche Ohren fremd wirkenden Tönen, schwangen über die ruhige Straße und schienen von der Weite und den Geheimnissen des Landes Aibon zu berichten.

Mal traurig, dann wieder für einen Moment fröhlich und an das Singen der Vögel erinnernd, bis sie in diese tiefen Lagen gerieten und in einer schwermütigen Melodie endeten.

Es war ein fremdartiges, gleichzeitig auch phantastisches Spiel, das alle in seinen Bann zog.

Suko bekam mit, wie sich der geheimnisvolle Flötenspieler in Bewegung setzte. Er ging nicht auf ihn zu, wandte dem Chinesen den Rücken zu und marschierte mit einer stechschrittartigen Bewegung dorthin, wo die Bluthand stand und auch die vier Männer in Grau mit ihren strahlenden Steinen warteten.

Selbst die in den Fenstern lauernden Terroristen ließen sich von diesem Spiel faszinieren und hatten ihre Waffen vergessen.

War es eine Melodie des Friedens? War dieser geheimnisvolle Flötenspieler ein Wesen, das nur Frieden wollte? Suko konnte sich dies nicht so recht vorstellen, schließlich hatte sie dieses Wesen in höchste Lebensgefahr gebracht, nun aber sah es so aus, als sollte alles ganz anders werden.

Der Flötenspieler ging die Straße hinauf. Sein Ziel konnte nur noch die Hand sein oder die vier Wächter, die auf der fahrbaren Unterlage standen.

Suko dachte wieder an seine beiden Freunde. Von Miriam und John sah er nichts, weil sich die Hand bereits so weit gesenkt hatte, dass sie mit ihren Fingern die Unterlage berührte.

Der Inspektor schüttelte den Kopf. Er dachte daran, aus welch einem Grund er all die Schwierigkeiten auf sich genommen hatte.

Allein um John und Miriam zu befreien.

Das musste er nachholen.

Suko schlug einen Bogen. Er sah zu, dass er im Schatten der Hauswände blieb, und folgte dem Flötenspieler parallel. So lautlos wie möglich setzte er seine Schritte. Er wurde auch nicht mehr beschossen, denn auch die letzten drei Terroristen hatten sich dem Bann der fremdartigen Melodie nicht entziehen können.

Nach wenigen Schritten erhöhte Suko die Geschwindigkeit. Er überholte den roten Ryan.

Jetzt befand er sich in der Mitte zwischen den vier Wächtern, die ihre grünen Steine festhielten, und dem Flötenspieler.

Es tat sich nichts.

Unnatürlich ruhig blieb es. Suko nutzte die Gelegenheit, sich dem Wagen zu nähern. Da hörte er ein widerliches Knacken und schüttelte sich, denn er hatte gleichzeitig gesehen, dass sich die vier Finger nach

vorn bewegt hatten. Da gab es nur einen Grund: Sie wollten die beiden Opfer zerdrücken.

Plötzlich änderte sich schlagartig die Szenerie.

Und es begann mit den vier Männern in Grau!

***

Wir standen Todesängste aus!

Jede Bewegung, begleitet von diesem hässlichen Knacken der Finger, trieb uns einen erneuten Schauer der Angst über den Rücken. Dieser Falle entkamen wir aus eigener Kraft nicht.

Leider konnte ich nicht mehr die Straße erkennen. Jedenfalls hatten die Schüsse aufgehört.

Dafür war etwas anderes aufgeklungen. Das Flötenspiel und wenig später hastige Schritte.

Jemand lief in unsere Richtung. Ich allerdings wusste nicht, wer das war und wer etwas von mir wollte. Uns interessierte momentan eigentlich nur eines.

Unser Tod!

Und der rückte mit jeder knackenden Bewegung dieser verdammten Finger näher.

Sie dunkelten alles ab. Nur rechts und links der Hand schimmerte ein grüner Schein durch, dessen Ausläufer auch den immer kleiner werdenden Raum zwischen uns und den Fingern ausfüllten.

Ich spürte meinen Herzschlag, der sich verdoppelt hatte. Es war schlimm, unter einem magischen Bann zu stehen und nichts tun zu können. Wieder ruckte die Hand ein Stück vor.

Im gleichen Moment platzte an einer Stelle im Mittelfinger die Maserung auf.

In einer dünnen Fontäne sprudelte uns ein Blutstrahl entgegen und benetzte unsere Gesichter.

»Wir schaffen es nicht!«, ächzte Miriam, »verdammt, wir schaffen es einfach nicht…«

»Dein Flötenspieler!«, keuchte ich und spürte, wie das Blut an meinen Wangen nach unten rann. »Kann er nicht eingreifen und uns helfen?«

»Wenn er das will…«

»Und weshalb will er nicht?«

»Ich kann es dir nicht sagen, John. Er lebt in Aibon, und sein Leben ist auf eine andere Basis gestellt worden. Er lässt sich nicht ausrechnen, er tut immer, was er will.«

Dafür ließ sich die Hand ausrechnen, denn sie kam mit der nächsten Bewegung noch näher.

»John, das ist das Ende«, hauchte Miriam. »Wenn sie jetzt nicht stehen bleibt, sind wir verloren…«

Sie kam nicht zur Ruhe.

Und eine Sekunde später wurden wir berührt!

***

Obwohl es um Leben und Tod ging, konnte sich Suko nicht überwinden, auf die Unterlage zu springen, denn die vier Männer in Grau lenkten ihn zu sehr ab.

Bisher hatten sie bewegungslos Wache gehalten, nun aber änderte sich dies. Zwar standen sie noch immer auf dem Fleck, allerdings verschwanden die Strahlen ebenso plötzlich, wie sie aufgetaucht waren. Sie zogen sich gedankenschnell zurück, und ihr Ziel waren die Steine, die sie auch produziert hatten.

Nur das Licht der blakenden Fackeln schuf eine gewisse Helligkeit und ließ die langen Schatten geisterhaft zucken.

Suko schlich vor. Er musste etwas tun, das erneute Knacken zeigte ihm an, wie sehr die Zeit drängte.

Der zweite Schritt, der dritte. Jetzt noch einen, dann konnte er auf das Podest klettern.

Das Flötenspiel war leiser geworden. In der Ferne sah er zwei andere Wächter in Grau heranschweben. Ob Feinde oder nicht, bevor sie da waren, musste er es geschafft haben.

Es drang nicht ein Laut aus den Mäulern der vier Gestalten in Grau, obwohl es so aussah, als würden sie ihre Mäuler weit aufreißen.

Dafür drang aus den Öffnungen ein dunkelgrüner, dennoch strahlender Schein hervor.

Und er war vernichtend.

Die Kraft der Steine, geboren, um andere zu töten, kehrte sich nun völlig um.

Sie traf die vier Grauen auf dem Podest. Noch standen sie, aber das grüne Feuer, das ihre Gestalten von innen her durchflutete, besaß eine Kraft, der sie nichts mehr entgegensetzen konnten. Sie schimmerten und leuchteten von innen, bevor ihre Gestalten zitterten und zu einem feinrieselnden Staub wurden, der sich allmählich zu Boden senkte.

Die Steine hatten sie vernichtet. Und auch die blieben nicht fest, sondern wurden zu Staub, der sich mit den anderen vermengte. Das alles bekam Suko mit, und das hielt ihn auch auf. Waren die Wächter auch vernichtet, die Hand existierte noch immer.

Konnte Suko sie schaffen?

Bisher hatte er weder von seinem Freund John Sinclair noch Miriam di Carlo etwas gehört. Im nächsten Moment änderte sich dies, denn er vernahm hinter den Fingern Geräusche, die ihm überhaupt nicht passten und die ihn sogar erschreckten.

Es war ein verzweifelt klingendes Stöhnen und ein leiser Schrei nach Hilfe.

Womit sollte er die Hand vernichten?

Suko zog seinen Stab.
In diesem Augenblick wurde er von hinten gepackt, und auf seine Lippen drückte sich eine Klauenhand…

***

Wir waren berührt worden!
Noch spürten wir nicht den alles zerstörenden Druck, aber der Kontakt mit den Fingerkuppen reichte uns bereits. Beim nächsten Vorrücken würde er härter werden und uns allmählich zerquetschen. Das alles stand vor meinem geistigen Auge, und abermals bemerkte ich den Ruck nach vorn.
Aus ihm wurde der Druck.
Und der legte sich bereits hart auf meine Brust, sodass ich nicht mehr voll durchatmen konnte.
Neben mir stöhnte Miriam. Sie hatte noch den Mund geöffnet, wie sonst hätte der leise Schrei nach Hilfe über ihre Lippen dringen können? Danach hörte ich ein Flüstern, doch Worte waren aus dem Gestammel nicht herauszuhören.
Die Angst überdeckte alles.
Auch bei mir.
Ich erlebte einen Horror, wie er schlimmer nicht sein konnte. Die Hand dunkelte alles ab, auch der grüne Schein drang nicht mehr durch, selbst der Fackelschein wurde zurückgehalten.
Es waren keuchende Laute. Auch die Luft wurde weniger. Ich bekam noch den nächsten Druck mit. Dicht vor meinem Gesicht platzte eine dieser in der Hand laufenden Blutadern und benässte mich mit dem Lebenssaft der Opfer.
Der Druck wurde schlimmer. Ich hatte das Gefühl, als wäre mein Nasenbein gebrochen. Wenn sich die Hand noch weiter vorschob, musste mein Gesicht zerdrückt werden.
In diesen Sekunden war mir alles egal. Ich wusste nicht einmal, was ich dachte, die Gedanken in meinem Kopf waren zu einem wirren Etwas geworden.
Ich hatte das Gefühl, kein Mensch mehr zu sein und nur diesen verdammten Druck zu spüren, der damit begann, mir sämtliche Knochen zu brechen.
Dabei zischte die Hand noch. War es das Blut, das aus ihr hervordrang?
Eine Antwort auf die Frage konnte ich mir nicht geben, da ich nach wie vor bewegungsunfähig war. Aber der Druck nahm nicht weiter zu. Er blieb konstant.
Das Ziehen hörte ebenfalls nicht auf.
In einem Reflex hatte ich die Augen geschlossen. Jetzt öffnete ich sie wieder und sah etwas vor mir, das mir unbegreiflich erschien.

Die Holzhand schmolz dahin…
Jemand musste hinter ihr stehen und mit irgendwelchen Waffen die Zerstörung einleiten.
Das Holz brannte nicht, es verkohlte. Dafür sorgte ein dunkelgrüner Schein, wie ich ihn kannte und wie er von gewissen Steinen abgegeben wurde, die ich ebenfalls schon öfter gesehen hatte.
Ja, mich retteten die Männer in Grau.
Zur gleichen Zeit wie Miriam torkelte ich vor, sah Schatten, die sich veränderten und in die wir hineinfielen.
Dass es Arme waren, wurde mir nicht einmal bewusst…

***

Man hatte mich auf den Boden gesetzt. Bewusstlos war ich nicht geworden, aber ich sah vor mir das Gesicht meines Freundes Suko, der mir ein Glas Wasser reichte.
Ich trank, und es schmeckte besser als der teuerste Sekt. Bis zum Grund leerte ich das Glas.
»Alles klar?«, fragte mein Freund.
Ich nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Wer hat mich gerettet? Du?«
»Nein, die Männer in Grau!«
»Was?« Ich war überrascht. »Aber sie waren doch meine Feinde. Sie hatten die Bluthand bewacht.«
»Nein, John Sinclair, das waren nicht wir.« Suko trat zur Seite, damit ich freie Sicht bekam.
Sie kamen heran.
Es waren vier, und diesmal sah ich die grauen Gesichter mit den leblos wirkenden Augen. Ich erkannte sie auch. Es waren diejenigen, die mich in der Wohnung besucht hatten.
Sie lieferten mir auch die Erklärung. Allmählich wurde mir klar, dass sie mich als Köder benutzt hatten, um vier Verräter aus den eigenen Reihen fangen zu können. In Aibon war ihnen das, aus welchen Gründen auch immer, nicht möglich gewesen. Sie hatten zu einem Trick gegriffen und uns nach Cockway gelockt, wo eine Gruppe von Terroristen die alten Kräfte des Landes Aibon beschworen hatte, um diese für ihre Ziele einzusetzen. Einiges war zusammengekommen, so hatten wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen können.
Die vier Verräter waren ebenso vernichtet worden wie auch die mörderische Bluthand aus dem Jenseits.

***

»So war es«, sagte man mir.
»Und was ist mit Miriam di Carlo?«, fragte ich.
»Der rote Ryan wollte die Hand ebenfalls vernichten. Er hat sich Miriam di Carlo ausgesucht und sie ebenfalls als Köder benutzt. Es

hätte also nichts schief gehen können…«

»Nichts schief gehen?«, wiederholte ich und lachte hart auf. »Wir wären fast gestorben, verdammt!«

»Was willst du, Geisterjäger? Risiken gibt es eben überall. So ist das Leben…«

Nach diesen Worten gingen sie, und ich starrte ihnen eine Weile sprachlos nach. Sie verschwanden einfach, so wie auch Miriam di Carlo und der Flötenspieler verschwunden waren.

Die grüne Kuppel gab es ebenfalls nicht mehr, die normale Welt hatte Suko und mich wieder.

Und natürlich die Terroristen. Ihr Plan war fehlgeschlagen, und sie ließen sich von Suko widerstandslos entwaffnen.

»Da werden sich die Behörden freuen«, sagte er zu mir. »Wenn wir ihnen die Typen verschnürt liefern.«

Ich schlug ihm auf die Schulter. »Was willst du überhaupt? Das ist doch eine unserer leichtesten Übungen…«

ENDE